This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 172 478

Praktisch-Theologische
Handbibliothek

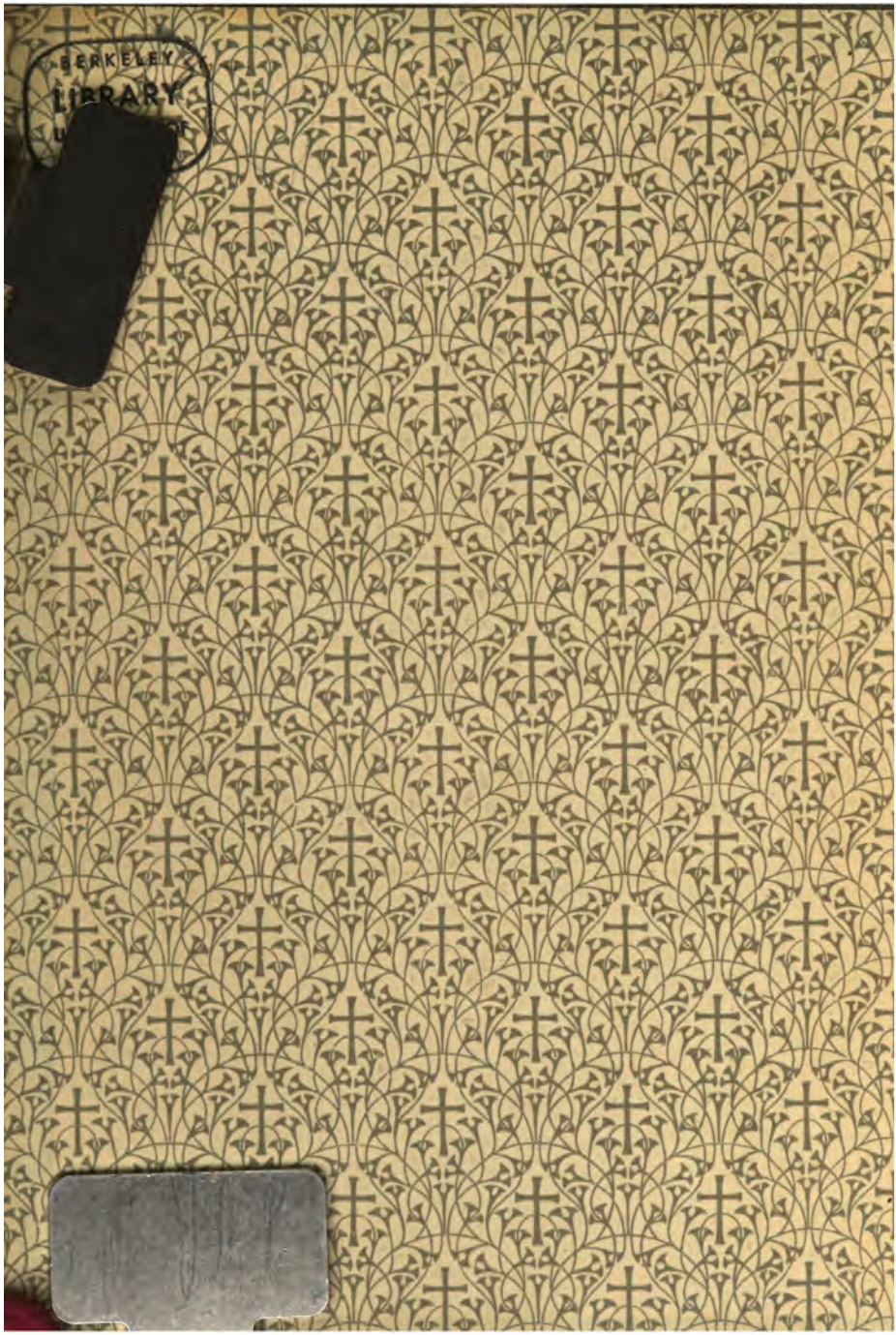
6. Band

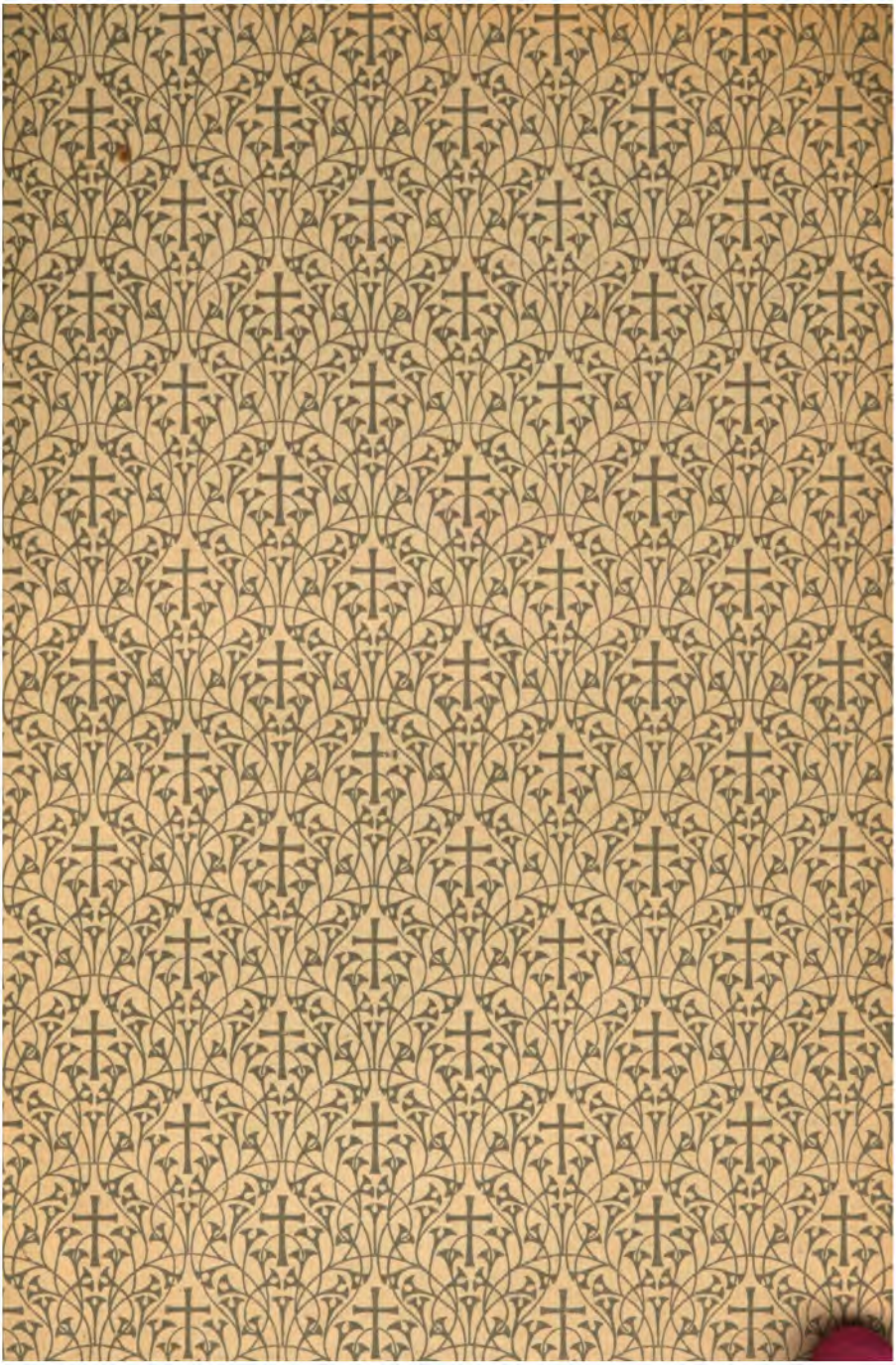
# Der Pfarrer und die soziale Frage

von

D. Traub

Vandenhoeck & Ruprecht
Göttingen


BERKELEY
LIBRARY



coll. Sch.

# Praktisch-theologische Handbibliothek.

Eine Sammlung von
Leitfäden für die kirchliche Praxis im
Sinne der neueren Theologie

herausgegeben vom

Priv.-Dozenten Lic. F. Niebergall-Heidelberg.

6. Band:

Traub, Der Pfarrer und die soziale Frage.

Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht
1907.

# Der Pfarrer und die soziale Frage

von

Lic. G. Traub
Pfarrer in Dortmund

Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht
1907.

Gedruckt bei Hubert & Co., Göttingen.

HN31
T7

# Inhalt.

Seite

§ 1. Die Aufgabe . . . . . 1

I. Der Einfluß der sozialen Bewegung auf die Amtsführung des Pfarrers im allgemeinen.

§ 2. Was fordert die soziale Bewegung von der Ausbildung des Pfarrers? . . . . . 4
§ 3. Besondere Anforderungen an die Amtsführung . . 9
§ 4. Die Predigt und ihre „soziale" Gestaltung . . . 17
§ 5. Soziale Anforderungen im Unterricht . . . . . 20
§ 6. Von den Kasualien . . . . . 24
§ 7. Soziale Behandlung der kirchlichen Verwaltung . . 28
§ 8. Die zusammenfassenden Gesichtspunkte . . . . . 33

II. Die Haltung des Pfarrers zu bestimmten Einzelfragen sozialer Art.

1. Im Verhältnis zum Arbeiter.

§ 9. Das Recht auf Arbeit . . . . . 36
§ 10. Arbeitszeit . . . . . 41
§ 11. Lohnfrage . . . . . 44
§ 12. Organisation . . . . . 49
§ 13. Streik . . . . . 54
§ 14. Wie soll sich der Pfarrer zur Sozialdemokratie stellen 61

2. Im Verhältnis zum Arbeitgeber.

§ 15. Pfarrer und Unternehmer . . . . . 70
§ 16. Der Pfarrer und das Kapital . . . . . 78

Seite

3. Im Verhältnis zum Handel.*)

§ 17. Der Pfarrer und der Kaufmann . . . . . 87

4. Im Verhältnis zur Landwirtschaft.*)

§ 18. Der Pfarrer und der Bauer . . . . . 95

5. Im Verhältnis zur Frauenbewegung.

§ 19. Die Bevölkerungsfrage . . . . . 101

§ 20. Die Bildungsbestrebungen . . . . . 107

§ 21. Soziale Anforderungen an die Ehe . . . . . 114

6. Abgrenzung.

§ 22. Wie stehen wir zur Innern Mission? . . . . . 121

§ 23. Der soziale Patriot . . . . . 126

*) Versehentlich ist auf Seiten 87 und 95 die Überschrift 3., bezw. 4. Abschnitt fortgelassen.

## § 1.

# Die Aufgabe.

Den Titel dieſer Schrift empfinde ich ſelbſt als anſpruchsvoll: „Der Pfarrer und die ſoziale Frage.“ — Damit werden ſo viele Fragen angeregt, daß ſie gar nicht alle behandelt, nicht einmal angedeutet werden können. Der Landpfarrer ſteht in vollſtändig anderen Verhältniſſen, als der Pfarrer der Großſtadt. Die ländlichen Verhältniſſe ſelbſt tragen wieder die verſchiedenſten Eigenarten. In den Großſtädten herrſcht gleichfalls ein beſtimmter wirtſchaftlicher Ton vor. Der einzelſtehende Pfarrer ſteht ſeiner Gemeinde gegenüber gebundener da, als die verſchiedenen Pfarrer eines Kollegiums. Die verſchiedenen landeskirchlichen Verbände haben ihre beſtimmten geſchichtlichen Eigentümlichkeiten in der ſozialen Herkunft und Stellung ihrer Pfarrer. Sind auf dieſer Seite der Schwierigkeiten ſchon genug, ſo häufen ſie ſich ins Unüberſehbare, ſobald man der „Sozialen Frage“ ſcharf ins Auge ſieht. Ein ganzes Fragenbündel liegt in dieſem Wort eingeſchloſſen und ſie alle haben ein Recht auf Unterſuchung und beanſpruchen zwar nicht gelöſt, aber verſtanden zu werden. Dazu kommt, daß in der Auswahl und Anordnung deſſen, was in die Soziale Frage eingerechnet wird, bereits ein methodiſch beſtimmter Standpunkt zum Ausdruck kommt. Gehört z. B. die Frage des

Alkoholismus, der Versorgung unehelicher Kinder, der Armenfürsorge, in soziale Untersuchung hinein oder nicht? Im Grunde ist ja die soziale Frage die Untersuchung nach der Entwicklungsfähigkeit unserer gesamten Kultur. Keine staatliche, sittliche, religiöse Kultur, die nicht sozial wirkte. Schränkt man das soziale auf die rein technische Seite des wirtschaftlichen Lebens ein, so muß doch gerade für den Ethiker der Zusammenhang dieser volkswirtschaftlichen Unterlage mit den übrigen Äußerungen gesellschaftlichen Handelns in Betracht gezogen werden. Jede Erscheinung unseres modernen Lebens gibt Anlaß, nach dem Zusammenhang mit bewirkenden oder veranlassenden wirtschaftlichen Voraussetzungen zu forschen. Eben deshalb ist es außerordentlich schwer, die Grenzlinien für unsere Untersuchung zu stecken. Wir wollen deshalb von vornherein des Vorwurfs gewärtig sein, daß wir die Methode zu unsicher handhabten. Zur Entschuldigung diene uns nur, daß es wertvoller erscheint, einzelne Partieen in helles Licht zu setzen, um dadurch die Möglichkeit zu schaffen, daß in verwickelteren Einzelfragen jeder an seinem Platz sich selbst leichter zurechtfinde. Aber man verlange nie eine Anleitung für das praktische Verhalten im Einzelfall. Einmal ist das Leben so reich, daß die einzelnen Verhältnisse immer wieder verschiedene Gliederung zeigen. Weiter widerspricht es protestantischen Grundsätzen, sittliche Vorschriften für den Einzelfall zu geben. Die Kasuistik bleibe ein Vorrecht katholischer Moral. Wir wollen damit nichts zu tun haben. Die Höhe evangelischer Sittlichkeit verlangt in erster Linie eigene Verantwortlichkeit und persönliche Selbständigkeit. Das sittliche Handeln des einzelnen muß darauf gerichtet sein, ein eigenes Kunstwerk zu schaffen, das seine bestimmten Regeln hat. Es folgt nicht Mustern in abhängiger Nachahmung, sondern wagt individuelles Schaffen.

Nur in einer Richtung ziehen wir feste Grenze. Wir

reden nur vom beruflich angestellten Pfarrer einer Gemeinde. Von den Anstalten der Inneren Mission soll nicht gesprochen werden. Wir werden unsere Aufgabe zwar in Vergleich damit setzen, aber sie zugleich abgrenzen. Auch reden wir nicht von der Evangelisation oder andern freien Betätigungen christlicher Predigt, Mission, oder Liebestätigkeit. Ob diese hemmend oder fördernd, vielleicht auch ergänzend für die soziale Tätigkeit des Pfarrers in Betracht kommen, wird sich gelegentlich bei einzelnen Stellen zeigen. Im beherrschenden Mittelpunkt der gesamten Ausführung steht aber die einzige Frage: Wie stellt sich der Gemeindepfarrer zur sozialen Frage?

# I. Der Einfluß der sozialen Bewegung auf die Amtsführung des Pfarrers im allgemeinen.

## § 2.

## Was fordert die soziale Bewegung von der Ausbildung des Pfarrers?

Man kann es vielen im Amt stehenden Pfarrern nicht verübeln, daß sie der sozialen Frage gegenüber die Empfindung haben, als handelte es sich um einen Fremdkörper innerhalb ihres Amtes, mit welchem sie eigentlich nichts zu tun haben. Denn sie sind während ihrer Studienzeit mit der sozialen Frage nicht zusammengestoßen. Es hat sich zwar in den letzten 20 Jahren viel geändert. Trotzdem ist es nicht überflüssig, hier einzelne Bemerkungen einfließen zu lassen.

Der Theologiestudierende soll studieren. Dazu ist er auf der Universität. Und er soll in erster Linie Theologie studieren. Das sind ja Gemeinplätze, die man sich scheut niederzuschreiben. Aber sie müssen genannt sein, um unsern Standpunkt vor Mißverständnissen zu schützen. Dem Studium der Theologie nützt es nämlich nach unserer Auffassung ungemein, wenn demselben ein gründliches Studium der Philosophie vorausgeht, wie z. B. im Stift zu Tübingen durch den Studienplan $1^1/_2$ Jahre dafür gefordert werden. Innerhalb dieses Studiums soll der Student bekannt werden mit den geistigen Strömungen, aus welchen allein die moderne soziale Bewegung verstanden werden kann. Männer wie

Feuerbach, Hegel, F. A. Lange treten da in den Gesichtskreis des Lernenden. Die Voraussetzungen für das, was man die materialistische Geschichtsauffassung nennt, werden uns auf diesem Wege klar. Niemand kann Marx und Engels, die doch die Väter der Sozialdemokratie sind, recht verstehen, der nicht einen tieferen Einblick in die philosophische Arbeit der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts getan hat. Dann ist man geschützt gegen die landläufigen Mißverständnisse der theoretischen Grundlagen sozialistischer Weltanschauung, wie sie gerade von theologischen Kreisen immer wieder aufs neue genährt werden. Es ist unglaublich, wie leicht sich die Pfarrerwelt im ganzen die Auseinandersetzung mit dem Grunddogma der modernen Sozialdemokratie gemacht hat, der materialistischen Geschichtsauffassung. Wenn auch zugegeben werden muß, daß von dieser Seite außerordentlich viel mit Redensarten gearbeitet wird und die Feinheiten der letzten Problemstellungen den eigenen Anhängern der Partei selbst meist verborgen bleiben, so rechtfertigt dies keineswegs ein ähnlich oberflächliches Abwehrverfahren auf Seiten der Pfarrer, welche doch geistige, nicht bloß geistliche Führer sein sollen. Es hat sich stets gerächt, wenn man große Gedanken, die sich in irgend einer Gestalt durchsetzen, von Anfang an als unwahre Eindringlinge behandelt hat. Darum verlangen wir von dem Theologen, der berufsmäßig den Kampf in den Weltanschauungsfragen zu führen hat, eine gute methodische philosophische Schulung, die ihm die Sicherheit des Urteils und die Kenntnis der Geschichte ermöglicht. Wir fordern das nicht um der Philosophie, sondern um der Theologie willen.

Es wird zudem kein Schade sein, wenn der Theologiestudierende seine Studienzeit auch dazu verwendet, ein oder zwei Kollegien über die soziale Frage oder die Geschichte der sozialen Bewegung oder über Volkswirtschaftslehre selbst

zu hören. Wir versprechen uns davon gewiß keine vollkommene Erkenntnis der sozialen Frage. Aber der Theologiestudierende ist dann doch einmal in unmittelbare Berührung mit diesen Fragen gekommen und das ist an sich schon heilsam. Wir scheuen den Einwurf des Dilettierens gar nicht. Der Dilettant wird erst gefährlich, wenn er unverantwortlich zu reformieren anfängt. Aber es sei gleich hier gesagt, daß unsere ganze vielgepriesene literarische, ästhetische, geschichtliche „Bildung" am Maßstab der wissenschaftlichen Kenntnis gemessen auch durchweg dilettantenhaften Charakter trägt. Auch ist es noch gar nicht ausgemacht, wie viel neue Anregungen auf jedem Lebensgebiet von den sogenannten Dilettanten ausgegangen sind; wir sind beinahe geneigt anzunehmen, daß sie belebender wirken, als die eigentlichen Fachmänner und Schulmeister. Das enthebt uns freilich nie der sittlichen Forderung, vor unverantwortlichen Ratgebern, wie es die Dilettanten oft sein wollen, zu warnen und wir werden später noch auf diese Gefahren zu sprechen kommen. Aber in der Zeit des Sammelns — und die akademische Zeit ist solch fröhliche Zeit — muß auch der junge Theologiestudierende mit der sozialen Frage bekannt werden. Er bleibt sonst ein Krüppel an Bildung. Er soll gerade mithelfen, daß man sich in der Gesellschaft gewöhnt, sich als ungebildet betrachten, wenn man über die brennenden Fragen der gesellschaftlichen Gestaltung des Volkslebens keine Auskunft geben kann. Ist es denn gebildeter, zu verlangen, daß man dies oder jenes Stück auf dem Theater gesehen, und einen Roman gelesen haben muß, von dem man nach einem Jahr nicht mehr spricht; oder zeugt es von tieferer Bildung, wenn man in Babylon und Athen Bescheid weiß, aber nicht einmal die Verfassung des eigenen deutschen Reichs und die Kompetenzen von Bundestag und Reichstag kennt? Es mag für manchen Modernen eine Gefahr sein,

daß er die großen Menschheitsgedanken beiseite legt, die in klassischer und nichtklassischer Literatur zu unserem Herzen reden sollen, und daß er auf Kosten innerer harmonischer Entwicklung sich an die Technik einzelner sozialer Probleme verliert, die doch nur von ganzen Menschen gelöst werden können. Wir kennen diese Gefahr und geben sie zu. Aber uns scheint, daß die Vergleiche meistens anders gezogen werden müssen. Tausende beschäftigen sich weder mit jenen Menschheitsgedanken, noch mit den einzelnen sozialen Problemen, sondern verdienen Geld und bauen ihren Kohl. Und denen sei's gesagt, daß die Pflicht verlangt, sich mit der Not des Volks zu beschäftigen, die um uns ist. Dazu kommt die noch viel zu wenig geschätzte Tatsache, daß gründliche, ich möchte sagen theoretische Beschäftigung mit der sozialen Frage derart befruchtend für jede geistige Arbeit ist, daß ich mir, alles überlegt, keinen wesentlichen Verlust an geistiger Entwicklung und Reife denken kann, wenn man sich die Welt einmal von diesem Gesichtswinkel anzusehen gewöhnt.

Freilich ergibt sich daraus eine größere Aufgabe für den theologischen Lehrer, als für den Theologiestudierenden selbst. Eine neue Generation akademischer Dozenten wächst heran, welche Kirchen- und Dogmengeschichte oder Ethik gar nicht mehr lesen kann, ohne sich mit der sozialen Frage direkt oder mit der durch sie angeregten Debatte nach der Abhängigkeit geistiger Erscheinungen von ökonomischen Verhältnissen indirekt zu befassen. Wenn schon ein Uhlhorn die Geschichte der mittelalterlichen Ideen verstehen lehrte nach der Abfolge der Naturalwirtschaft (Benediktiner), Wirtschaft auf geschlossenen Gütern mit industrieller Tätigkeit (Zisterzienser), Geldwirtschaft (Bettelorden), wenn Hauck und Müller die ausschlaggebende Bedeutung des Grundbesitzes für die mittelalterliche Kirche hervorheben, wenn Max Weber den ungeahnten Einfluß der Prädestinationslehre in der reformierten Kirche auf die Entstehung des Kapitalis-

mus nachweist, so finden wir hier die neuen Verfahren des theologischen Unterrichts. Der theologische Hochmut des abstrakten Denkens muß sich realistisch sättigen lassen von den Tatsachen der geschichtlichen Entwicklung, nicht um Kraft zu verlieren, sondern um gesund zu werden. Es gibt gerade für die religiöse Weltbetrachtung keinen lehrreicheren Gegenstand als den, wie die Geschichte des religiösen Gedankens selbst stets natürlichen Entwicklungen folgt. Der Erlöser kommt auch heute überall nur dort, wo die Zeit erfüllet ist im kleinen und im großen. Der Zusammenhang der Lebenserscheinungen allein hilft zum Lebensverständnis.

Daß endlich die Art der Lebenshaltung für die soziale Verständigung im späteren Amt unendlich bedeutsam ist, ist wiederum gewiß. Wir wollen da nicht von der individuellen Lebensführung sprechen, auch nicht von den Versuchen praktischer Betätigung innerhalb vieler „christlicher" Vereine und Vereinchen, von der wir im allgemeinen viel weniger Frucht fürs praktische Leben erhoffen, als man manchmal davon erwartet. Aber ein Wort möchte ich hier sagen gegen theologische Exklusivität im Studentenleben. Es ist an sich schon lebhaft zu bedauern, daß durch die Trennung der akademischen Bildungsanstalten und der technischen Hochschulen ein Gegensatz der Denkweise gezüchtet wird, der sich im späteren Leben schwer rächt. Aber wenn innerhalb der einzelnen Hochschulen sich die Studierenden nun gar nach ihren Fakultäten zusammenschließen wollten, so wäre das noch das Schlimmste mit. Der Student soll die Gelegenheit benutzen, mit den Kommilitonen der andern Wissenschaftszweige in regem Austausch zu stehen, um schon dadurch sich in sozialem Verständnis zu üben. Denn so widerlich ein Pfarrer ist, der mit Arbeitern und Tagelöhnern nicht umzugehen weiß, so bedauerlich ist es, wenn er mit Arzt, Richter und Kaufmann nicht sprechen

kann. Gewiß ist die Exklusivität anderer Kreise eine ebenso starke, vielleicht eine noch stärkere. Aber das rechtfertigt einen Fehler nicht, daß ihn alle machen; im Gegenteil, desto mehr ist er zu bekämpfen. Wer in seiner Jugend die Enge eines abgeschlossenen Kreises empfunden hat, der wird später viel Lehrgeld bezahlen müssen, um verwickelten Lebensverhältnissen gerecht zu werden. Die Zeit des Studiums ist Zeit des Sammelns, herrliche Zeit. Das gesamte Leben eines Volks und einer Zeit liegt da vor den Augen des jungen Mannes. Und das Schöne ist, daß er nicht gezwungen wird, sofort Partei zu ergreifen. In der leidenschaftlichen Hitze begeistert man sich wohl für Standpunkte, die man bald wieder verlassen hat. Deshalb soll alles politische und konfessionelle Parteiwesen dieser Zeit des Studiums fernbleiben. Es schadet gar nichts, einmal ein Kolleg über katholische Moral zu hören, schon um nachher die Bewegung der christlichen Gewerkschaften zu verstehen. Aber nicht in dem Sinne parteilos, daß das Interesse für Parteien und ihre Arbeit erlahmt oder gar um der künftigen Karriere willen getötet wird; sondern um sich selbst das Interesse nach allen möglichen Seiten offen zu halten und dann das Beste zu wählen. So kenne ich nichts Schöneres für den Theologiestudierenden, als das alte: Nil humani a me alienum puto. Damit ist gerade das ausgeschlossen, was die Jugend verdirbt: Übermenschentum und Unmenschliches.

## § 3.

## Besondere Anforderungen an die Amtsführung.

Der Pfarrer muß wie kein anderer Menschen verstehen können. Sonst kann er ihnen nichts sein. Die Menschen wachsen wie die Blumen auf bestimmtem

Boden. Ist auch alles Wachstum an der Sonne Licht gebunden und wird diese „ewige" Voraussetzung dem Menschen zu predigen des Pfarrers erste Pflicht bleiben, schon darum, weil sie so gern vergessen wird, so muß doch die Kenntnis der tatsächlichen Lebensverhältnisse und ihrer Wirkungen die wichtigste Aufgabe des Pfarrers sein. Um hier nicht in trockenem Lehrstil zu sprechen, möchte ich sagen: Er muß sehen, hören, lesen, urteilen können.

Sehen können ist eine Kunst. Wir sehen meistens in die Augen und auf die Hände. Glücklich, wer ihre Sprache richtig versteht! Aber zum Verständnis hilft viel, wenn man die ganze Umgebung mitsieht; Möbel und Betten, Bilder an der Wand, das Essen, das auf dem Tisch steht, das Geschirr in der Kochstube reden eine deutliche Sprache. Um diese wieder recht zu deuten, muß man wissen, wie viel Miete die Wohnung etwa kostet, und welchen Teil vom Arbeitsverdienst des Mannes sie verschlingt; ob Abzahlungsgeschäfte hinter jenem Ofen stehen und ihre Hände noch darauf gelegt haben, oder ob ein Schlafbursche das schmale Zimmer teilt; vielleicht wird Hausindustrie betrieben und die Frau macht einen so fleißigen Eindruck, wenn der Pastor zum Besuch kommt, und er erzählt nachher zu Haus, wie sauber da gearbeitet worden ist; er hat aber keine Ahnung, wie viel Pfennige die Frau für die Knopflöcher, oder für die Hemden bekommt, die ihr durch die schlanken Finger glitten. Und das sind alles erst die Anfangsbuchstaben. Schon um sie kennen zu lernen, wie viel Anlaß zu persönlicher Rede und Austausch zu lebhaften Gedanken liegt darin! Aber nun kommt die Klippe für manches soziale Empfinden. Man will rasch dem Einzelnen helfen; man empfindet die Härte und Ungerechtigkeit in den vier Wänden. Leicht verliert man so Mut und Zeit, sich die ganze Wirtschaftsordnung weiterhin zu überlegen. Man beginnt in guter Meinung zu

schelten; der Kapitalismus und die ganze „neue Zeit" sind schuld an all diesem Übelstand. Ich will nicht fragen, ob ihr auf dem Land die Augen aufgemacht habt und dort nicht nur rankende Rosen und malerische Scheunen oder Brücken gesehen habt, sondern auch Betten der Gutsknechte neben dem Stall, krüppelige Menschen, dumpfige Löcher und noch mehr das, was nicht da war an Hygiene, Kanalisation, Arzt, Apotheke und dergleichen mehr. Ich will alle jene grauen Untergründe der Massenarbeitsviertel in den Städten keineswegs beschönigen und doch halte ich es nur für ein halbes Sehen, wenn man von hier aus die ganze soziale Frage lösen will.

Darum sehe man sich besonders die Arbeit des Menschen an. Wir Pfarrer sind gewöhnt zu Armen und zu Kranken zu gehen. Es ist gut so. Aber wir müssen uns auch Zeit nehmen, in die Werkstatt eines Meisters und in die Fabrik unten im Dorf öfter hineinzugehen und zu sehen. Einmal freut es die Menschen, wenn man sie in der Arbeit sieht. Natürlich nicht mit gönnerhafter Miene herumgeführt von dem oder jenem, wie der Ortsschulinspektor inspizierend; sondern wie der Lernende, der Arbeit und Technik schätzt als die persönlichen und sachlichen Stützen sittlicher Weltordnung. Ich gehe liebend gerne in die großen Walzwerke, und an den Hochofen, und zum Eisendreher und Marmorschleifer zum Brauer und Buchbinder und Setzer und besehe mir die Welt, wie sie rasselt, schiebt, stößt, drängt, arbeitet, arbeitet, arbeitet. Vor allen die Menschen darin — sie sind hier nur ein Stück des großen Prozesses und leben nur in solchem Prozeß; aber trotz allem sind es unentbehrliche Hände und Menschenhirne, welche mitten in Dampf, Ruß, Qualm, Knarren, Klappern, Pfeifen als solche dastehen, die die Herrschaft haben. Ich wünschte, daß all unsere Theologen einmal Studienreisen machten ins rheinisch-westphälische Revier und dort ins Bergwerk stiegen, an der Birne mit

ihrem glühenden Eisenmeer stünden, die Tausende von Wagen zählten, die pro Tag an Kohle gefördert werden, die Tausende von Mark sich überlegten, die am Lohntag von der Reichsbank in Karren zur Geschäftsstelle geführt werden, die Summen von Geld sich berechneten, die in solchen Anlagen verkörpert vor uns stehen, die sittliche Höhe der Energie der Technik und des eigentlichen schaffenden Unternehmertums in unmittelbarer Nähe empfänden, um, ja ich sage es gerade heraus: um einmal gründlich verwirrt zu werden, nämlich verwirrt in der Absolutheit ihrer Gerechtigkeitsempfindungen, ihrer sittlichen Maßstäbe. Und nun war ich mit dir noch nicht einmal auf den Markt gegangen und noch nicht zum Hafen, wo die Schiffsladungen gelöscht werden, und noch keinmal auf die Börse; und wo waren wir sonst überall noch nicht? Wir haben ja keine Zeit. Aber an all das, was wir sehen, müssen wir denken und der Einzelfall muß sich in das Gesamtbild eingliedern. Ich sage das durchaus nicht, um das soziale Empfinden zu schwächen, nein um es mächtig zu stählen. Dazu ist aber notwendig, daß wir alles sehen, und nicht nur mit Bruchstücken uns begnügen.

Die Menschen bei der Arbeit sehen ist deshalb so wichtig, weil die Arbeit den Menschen modelliert. Die geheime Wechselwirkung zwischen Arbeit und Arbeiter ist der interessanteste Prozeß der Seelenbildung. Die menschliche Seele kann gar nicht verstanden und nicht behandelt werden ohne diesen Einblick in die Geschichte der Arbeit. Es bleibt das Verdienst des Sozialdemokraten Marx, auf diese Seite der menschlichen Entwicklung vor der breitesten Öffentlichkeit aufmerksam gemacht zu haben. Handgreiflich müssen uns die Probleme vor die Seele treten, nicht auf der Studierstube. An der sittlichen Berufstheorie Ritschls ist vieles zu bequem. Am Ernst der Berufsauffassung und seiner Einordnung in christliche Weltordnung soll nichts abge-

marktet werden; aber wie ists mit dem Straßenkehrer dort? oder vielmehr mit dem kräftigen jungen Mann, der tagaus tagein die Hülsen von Uhrschlüsseln durchlocht, oder mit dem Gelehrten, der sein Leben auf die Entdeckung einiger Varianten in alten tausendjährigen Texten verwendet? oder mit der Frau, die ihren speziellen Beruf haben will und die Mutterschaft als Beruf neben andern ansieht? Wo ist der Beruf gleichgiltig gegen seinen Inhalt? Nirgends. Eine Höhe des beruflichen Heldentums wird gerade auf der untersten Stufe geistiger Arbeit vorausgesetzt, die gesellschaftlich nicht verlangt werden darf. Die sittliche Idee des Berufs sieht im einzelnen wesentlich anders aus, als in abstracto.

Die Arbeit sehen! Der Pfarrer von heute muß eine ganz andere Schätzung der Technik als solcher in sein Amt mit hineinnehmen, als wir es nach der praktisch-theologischen Ausbildung gewöhnt sind. Die Sprache der Bibel ist agrarisch. Industriell und kaufmännisch sagt sie uns wenig. Desto größer ist unsere Verpflichtung, die sittlichen Werte und Ideen nicht stillschweigend nur von diesem Hintergrund aus zu füllen. Viel Mißtrauen unserer Unternehmerwelt ruht darin, daß die Kirche tatsächlich für ihr eigenes Schaffen wenig Verständnis zeigt. Sie läßt sich wohl ihre Frucht gefallen, aber ihrer ganzen Naturbeherrschung und der Herrscherfreude steht sie kühl, ja fast anklagend gegenüber. Ebenso empfindet der moderne Arbeiter. Trotz allen Drucks der kapitalistischen Industrie weiß er sich als ihr unternehmender Genossen. Er ist ein anderer als der Handwerker. Die weiten Fabrikräume wirken anders als die Schusterstube. Und mag er ein noch so kleines Rad im ganzen Getriebe sein, er hat doch eine instinktive Empfindung für diese neue größere Welt. Hat nun die Kirche und der Pfarrer den Rahmen für dieses Bild gefunden? oder sehen wir nicht unwillkürlich mit einer gewissen Scheu auf die konzentrierte

Massenarbeit unseres Millionenvolks. Hier gilt es mit frischem Mut und Dankbarkeit auch die moderne Arbeit und ihre neuen Formen zu sehen. Nur so gewinnt man sicheren Boden für soziales Urteil im einzelnen.

Und dann hören! Den Arbeiter hören über seine eigene Lage; ihn hören in den Versammlungen. Es wirkt lächerlich, wie wenig die gebildete Welt von der emsigen, sachlichen Arbeit weiß, welche in den Versammlungen der Gewerkschaften, Gewerkvereine, Fachvereine, Genossenschaften geschieht. Es ist ein Zeichen oberflächlicher Weisheit, sich über die Phrasen der politischen Sozialdemokratie in ihren Versammlungen nur lustig zu machen; als ob unsere bürgerlichen Kreise sich über wirtschaftliche Fragen vom Standpunkte der Volkswirtschaft, notabene nicht vom Standpunkt des Privaterwerbs aus, im Durchschnitt viel tiefer besonnen hätten. Die bürgerliche kleine Durchschnittspresse stellt in volkswirtschaftlichen Fragen an ihre Leser weit geringere Anforderungen, als die sozialistische Presse. — Den Bauern hören über seine eigene Lage! Das ist vielleicht noch schwerer, weil der Bauer mit der Sprache schwerer herausgeht. Er ist mißtrauisch geworden durch die Jahrhunderte hindurch. Er hat auch seine Not, oft harte. Sie ist verschieden in Zwergwirtschaft und auf dem Rittergut, auf dem Hof und im freiteilbaren Dorfbesitz. Dann höre man nicht bloß den Bauer, sondern auch den Knecht und denke, daß seit den „Haustafeln" in den alten Pastoralbriefen $1^1/_2$ Jahrtausende ins Land gegangen sind. Viel vom Abzug der Landbevölkerung in die Städte würde verhindert, sobald der abhängige Landarbeiter auf dem Land halb so viel im Betrieb, Kirche und Amt bedeuten würde, als der städtische Arbeiter. Aber die Kirche hat hier so oft nur vom Hof- und Gutsherrnhaus aus gesegnet, und wenn sie auch an der Not des einzelnen nicht vorüberging, so hat sie doch überhört, daß es sich hier nicht

bloß um mehr Brot und Fleisch, sondern um eine Änderung der rechtlichen Stellung des Standes handelt. — Man höre auf den Kaufmann! Wir Theologen sind so hilflos in kaufmännischen Dingen. Es ist ein sehr heilsamer Zwang, daß wir durch die Verwaltung des Kirchenvermögens gezwungen sind, in die kaufmännische Welt hineinzusehen. Wie viel Vorurteil liegt auf der lutherischen Idee vom Kaufmann! Die reformierte Kirche ist mit ihm groß geworden und er mit ihr; die lutherische hat sich die Scheu vor dem geistigen Organisationstalent, das nur mit unsichtbaren Größen, mit Ziffer, Termin und Ultimo rechnet, bewahrt. Und doch wäre unsere ganze Volkswirtschaft augenblicklich nichts ohne den Kaufmann. Viele Erbfehler anderer Stände hat dieser bewegliche, frische Stand abgestreift, der reiche Zukunft hat. — Man höre auf den Unternehmer, den kleinen mit seinen Sorgen und den großen mit seinen Wagnissen. Der Unternehmer als solcher ist volkswirtschaftlich betrachtet nicht die brutale Figur, welche manchmal in christlich-sozialem Eifer scharf umrissen wird. Wo der Unternehmer selbst mit dem Kapitalisten kämpft und er nur den Wagemut des technischen Vorwärtsschreitens verkörpert, da heißt es genau zuhorchen. Es gibt auch heute noch manche Propheten. Sie reden ganz andere Sprache, wie die früheren, aber sie reden auch von Hüllen einer Zukunft und da sind dann die Pfarrer am Platz, daß sie Recht und Sinn auch solcher weltfernen Gedanken kennen. — Das sind alles nur Striche kreuz und quer, nicht einmal Skizzen. Wir wollen auch nur zeigen, wie unendlich anregend die wirkliche Welt der Volkswirtschaft ist und wie es gar nicht so leicht ist, sich darin zurecht zu finden. Manches systematische Gefüge ist bequem gegenüber den harten Ecken und Kanten einer großen Weltwirtschaft.

Zu alledem kommt nun noch das Lesen. Das Lesen

der sozialdemokratischen Zeitung am Ort halte ich für eine selbstverständliche Sache. Was dann über den Rahmen der Tageslektüre hinausgeht: „Soziale Praxis" oder „Land" sollte von den einzelnen Kirchengemeinderäten und Presbytern regelmäßig gehalten werden: dann versuche man es einmal damit, daß man abwechselnd jedes Jahr ein neues Blatt hält, die Zeitung der Hausbesitzer oder Arbeitgeber, oder die „Hilfe" oder ein christliches oder Hirschdunckersches Gewerkschaftsblatt oder die „Volksstimme." So erhält man wenigstens ein anschauliches Bild von den einzelnen Bewegungen und hat einmal in etwas regelmäßig hineingesehen. Freilich bleibt gar nicht erspart die Lektüre von wirklichen Büchern zum Studieren. Um dies zu ermöglichen, muß der Pfarrer sich nicht nur Zeit nehmen, sondern er muß auch mehr Geld zum Bücherkaufen haben können. Ein gut Teil am Aufstreben des 4. Standes hat die Lektüre ermöglicht, wie sie durch Lesehallen, Bibliotheken u. dergl. unterstützt wird. Es ist auch für die Pfarrer und Pfarrvereine nötig, daß sie sich ernstlich diese Sache vorlegen, und einmal mit großen Mitteln an die Beschaffung der notwendigen Werke herangehen. Wieviel stille Opfer hat der schlechtbesoldete Pfarrerstand gebracht, Opfer an Bildung und Lernfreudigkeit, und man mache sich nicht lustig über das Verbauern manches Theologen, der einst begierig nach allen Seiten hin ausschaute: er hätte gerne gewollt, aber — er hatte kein Geld!

Nun endlich kann man ans Urteilen denken. Noch langsam, aber immerhin mit demselben Recht, mit welchem die übrigen Staatsbürger über volkswirtschaftliche Fragen urteilen, ja mit stärkerem Recht. Der Pfarrer, der aufmerksam sieht, hört, liest, der hat geradezu die Verpflichtung, zu urteilen. Ich meine nicht in kategorischem Sinn, oder in befehlender Weise. Aber gegenüber all dem Kleinkram des Denkens, wie er innerhalb der schaffenden Erwerbs-

zweige oft bis hinauf zum Großindustriellen und Großkaufmann sich breit macht, ist es um des geistigen Flusses des Lebens willen nötig, daß der Pfarrer seinerseits von seiner Weltanschauungsarbeit aus versuche, der praktischen Welt und ihrer Forderungen ein wenig Herr zu werden.

## § 4.

## Die Predigt und ihre „soziale" Gestaltung.

Die Aufgabe der Predigt liegt im Evangelium: sie soll den Menschen Gott bringen. Die Menschen, um die es sich handelt, sind Menschen des 20. Jahrhunderts. Ihre Sprache muß man reden, will man sich ihnen verständlich machen; ihre Nöte muß man kennen, will man sie trösten; ihre Fehler muß man studieren, will man bessern. Der Gott, den vor allem der Pfarrer der ganzen Gemeinde bringen darf, ist auch der Gott des 20. Jahrhunderts. Er spricht zu dem deutschen Volk durch seine deutsche Geschichte, wie er zu dem jüdischen durch das alte Testament geredet hat. Er offenbart sich heute nicht im Traum und Gesicht, sondern in der Arbeit des täglichen Lebens. So gewiß, wie die Bibel ein Buch aus dem Leben für das Leben war, so muß die Predigt von heute aus dem Leben für das Leben sein. Denn eine Offenbarung gibt es nur dort, wo die Wirklichkeit des Erlebbaren dem Menschen in neues Licht gerückt wird. Deshalb wird der Stil der Predigt und die Form ihrer Sprache in einem sozialen Zeitalter von selbst eine andere werden müssen. Aber auch ihr Inhalt wird verändert. Von da aus erst wird die Frage erklärlich: soll ich eine soziale Predigt halten, oder nicht?

Bedeutet das soviel als: ab und zu soll der Abwechslung halber über Sonntagsarbeit oder Trunksucht oder Frauenfrage gepredigt werden, gerade wie man sonst über Wunder oder Erlösung predigte, so halten wir das für durchaus verkehrt. Wenn der Prediger selbst nicht sozial gesinnt ist, nützen ihm und der Gemeinde soziale Themata nichts; wo aber der Prediger sozial empfindet, da hängt es nicht vom Thema ab, wie er redet. Daß alle technischen Fragen (Lohntarif, Maximalarbeitstag, Zoll) nicht ausführlich auf der Kanzel erörtert werden, ist selbstverständlich. Immerhin ist damit nicht gesagt, daß der Pfarrer sie überhaupt nicht behandeln dürfe, im Gegenteil. Das vermißt ja vor allem der Arbeiter, aber auch der Kaufmann so sehr, daß der Pfarrer für diese Fragen scheinbar kein Verständnis zeigt. Deshalb muß die Predigt ergänzt werden durch andere Formen freier Aussprache (Vortragsabende, Diskussionen). Wenn der Pfarrer nicht selbst spricht, soll er doch hören in Vorträgen, die andere halten und dabei sein. Dabei sein ist die Hauptsache: nicht als Hüter kirchlicher Disziplin, sondern als teilnehmender interessierter Mensch neben allen andern. Trotzdem wir grundsätzlich die Erörterung von Sozialtechnik und Sozialpolitik von der Kanzel ausschließen, darf es keinem zum Vorwurf gemacht werden, wenn er etwa wie Kalthoff oder Schnabel auch über solche Fragen predigt. Die Deutschen sind in der Richtung noch recht schulmeisterlich erzogen. Engländer, Holländer, Schweizer bewegen sich mit weit größerer Freiheit und wahrhaftig nicht zum Schaden der Kirche. Freilich merkt man es sozialen Redensarten viel rascher an, daß sie nichts wert sind, als frommen Redensarten. Insofern ist es nicht sehr bequem, sich mit solchen Dingen abzugeben. Im ganzen erwarten wir von der Behandlung sozialtechnischer und sozialpolitischer Fragen auf der Kanzel nichts.

Desto selbstverständlicher ist uns die Forderung, daß der Prediger, was er sagt, in den Geist des Verständnisses seiner ganzen Zeit und der individuellen Ortsverhältnisse eintaucht. Die Bildersprache der Predigt wird von selbst anders, wenn man die Gemeinde in ihrer Arbeit kennt. Wo die Predigt von den Forderungen an Menschen handelt, sei sie warm, begeisternd, wenn es sein muß empört, aber immer gerecht. Gerade darum muß eine gewisse Höhenlage sozialer Erkenntnis gewonnen sein, um dem Eifer das rechte Ziel zu weisen. Soziale Mißstände in der einzelnen Gemeinde behandle man grundsätzlich nicht auf der Kanzel; desto entschiedener aber unter der Kanzel. Nicht aus Furcht vor Widerspruch; sondern weil in der Kirche nicht widersprochen werden darf. Auch der Pfarrer muß sich der Öffentlichkeit aussetzen und in freier Rede und Gegenrede sein soziales Gewissen verteidigen können. — Man hört oft: der Pfarrer müsse allen in der Gemeinde dienen und eben deshalb solle er auf die Berührung sozialer Gedanken verzichten. Merkwürdig, daß die Forderung sehr oft von Seiten der kapitalistisch Starken erhoben wird. Zu „allen" Gemeindegliedern gehören doch ebenso die Knechte und Mägde und Arbeiter und Gehilfen. Abgesehen davon ist es uns eine ausgemachte Sache, daß die Predigt nicht parteiisch werden darf, wenn sie auch klare Stellung nimmt. Man lasse sich nicht träumen, daß man in der Predigt solchen „dienen" könne, die nur von Herrschaft leben wollen. Man kann nur denen dienen, die wissen, daß man sich in christlicher Gemeinde und christlicher Kulturgesellschaft gegenseitig zu helfen hat. Den Kampf um soziale Hilfe hat die Predigt stets zu führen, aber nie persönlich, nie gehässig. Es steckt mehr Mut und Pflichterfüllung darin, zu einem Großbauern oder Bauunternehmer, über den mit Recht geklagt wird, persönlich zu gehen, und ihm, nicht kraft seiner Amtswürde, sondern als Mensch, der Menschen liebt,

seine Bedenken vorzutragen, als in der Predigt über solche Mißstände sich zu ereifern.

Die Predigt treibe Religion und weiter nichts! Weil aber diese Religion nicht ein Ding zwischen Himmel und Erde ist, sondern das Sehnen der Menschen nach Gott ausdrückt, so muß dieses Sehnen in all seiner Kraft und Schwäche, mit all seinen künstlichen und natürlichen Hindernissen dem Prediger bekannt sein. In der Kirche will man ein Stück Himmel sehen, und den soll man nicht verhängen mit griesgrämigen Betrachtungen. Freilich soll das Stück Himmel auch nicht zwischen den Kirchtüren stecken bleiben. Ein göttliches Wort soll als Begleiter mit den Zuhörern hinauswandern und im Alltag durch ernste Forderung an jedem Einzelnen sich in praktischer Hilfe bewähren. Wer sozial predigen will, der lasse das Poltern und Schimpfen auf die sündhafte Welt. Er erkenne die Welt und verstehe sie. Er strafe mit Ernst; aber vor allem er gebe und schenke und hebe und stärke und erfreue! Das sei seine erste Tat als Prediger des Evangeliums. Sein Kampf und seine Liebe gilt der Seele. Er weiß, daß sie im Leib wohnt; aber er weiß zugleich, daß sie größer ist als dieser. Wo man Seelen knechtet und tötet, da werde der Prediger zum Löwen! Er vergesse aber nicht, vor allem sich zu fragen, ob er selbst jederzeit der Seele gute Nahrung gab.

## § 5.

## Soziale Anforderungen im Unterricht.

Das ist ein schweres Stück. Wenn irgendwo der Takt nötig ist, so Kindern gegenüber. Sie leben vom Anschaulichen. Bei ihnen muß man erst recht vom gegen-

wärtigen Leben anfangen und ausgehen. Aber welch peinliche Situationen schafft man sich, wenn man die Gegenwart nicht kennt! Ich meine, für eins haben die Kinder stets trefflichen Instinkt: ob der Lehrer gerecht ist. Knüpfen wir daran an: Gerechtigkeit soll die Schar der Konfirmanden als Haupteindruck dessen empfangen, was wir von ihr im künftigen Leben erwarten. Deshalb hüte man sich vor großen Streitreden gegen politische Parteien. Da sitzt das Kind eines Sozialdemokraten, dort eines Bauernbündlers, dort eines bekannten Antisemiten. Wie unpädagogisch, vor diesen lauschenden Ohren etwa die Sozialdemokratie zu bekämpfen oder den Rittergutsbesitzer anzugreifen! Man lehre das Kind durch eigenes Verhalten, daß der Mensch über den Parteien und die Seele über der Politik steht. Man unterstreiche in allen Bestrebungen das, was gut ist, so tritt das andere von selbst in Schatten. Wenig schelten, viel bauen! Aber zugleich immer seinen Mann stellen!

Viel schwieriger wird die Frage, wie die sozialethischen Fragen im Unterricht behandelt werden sollen. Daß sie hierher gehören, ist uns gewiß. Denn einmal lesen schon die Kinder Zeitungen und hören von ihren Eltern und auf den Arbeitswerkstätten viel mehr, als wir manchmal ahnen. Ein scherzhaftes Beispiel: auf die Frage, womit wir denn etwa die Parteien der Pharisäer und Sadduzäer vergleichen könnten, antwortete mir ein Junge ohne weiteres Besinnen: mit Sozialdemokratie und Zentrum. Wenn aber auch dieses zeitgenössische Wissen nicht so verbreitet wäre, so müssen wir uns doch freuen, daß es einen Ort im Unterrichtsgang des Schülers gibt, wo man sozialethische Fragen beruflich behandeln soll. Es ist schlimm, wenn die Kinder nur mit guten Lehren ins Leben hineingeschickt werden, sie aber gar nichts von der Wirkung der geltenden Einrichtungen verstehen. Hier möchte ich grundsätzlich die Frage aufwerfen, ob wir nicht viel zu individualistisch im

schlechten Sinn des Worts gerichtet sind? Wir stärken die Verantwortlichkeit und das Pflichtbewußtsein des einzelnen; da soll nichts abgemarktet werden. Aber wir öffnen ihm gar nicht den Blick für die Notwendigkeit einer Besserung der Ordnungen und Einrichtungen. Wenn man sagen wollte, das sei nichts für Kinderohren, so glaube ich das nicht. Freilich muß der Unterrichtende selbst vorher sich klar sein und danach die Form des Unterrichts gestalten. Was ist es für ein Widersinn, dem jungen Mann alle möglichen Warnungen für die Reinheit seines Lebens mitzugeben und nicht zugleich gegen die Einrichtungen der Prostitution als solche zu kämpfen. Die Pflicht, den sonntäglichen Gottesdienst zu besuchen, wird eingeschärft, aber die Wirkung der Sonntagsarbeit und Sonntagsbeschäftigung nicht berücksichtigt. Die Notwendigkeit zu sparen wird betont, aber die Einsicht in die Zusammenhänge zwischen Lohn, Miete, Nahrungsmittelpreisen nicht erwogen. Es wird im praktischen Leben kaum zu scheiden sein, wieviel auf Rechnung der einzelnen Initiative und wie viel auf Konto der gesellschaftlichen Ordnung zu schreiben ist. Eben deshalb wirkt es ungerecht, das Individium nur als solches zu beeinflussen. Die Verantwortlichkeit, die ich dem einzelnen auflege, soll keine geringe sein; er soll aber auch nicht sofort die deutliche oder undeutliche Empfindung haben, daß da vieles von ihm verlangt wird, was überhaupt nicht von ihm abhängt. Deshalb muß der unterrichtende Pfarrer jedenfalls auf seiner Studierstube den unangenehmeren Weg durch die Beobachtung großer sozialer Zusammenhänge hindurchgehen, um in seinen Forderungen ernst, aber gerecht zu bleiben.

Anlaß bietet jeder Stoff genug. Ich denke nicht nur an die 10 Gebote, oder die 4. Bitte des Vaterunsers. Nebenbei gesagt ein volkswirtschaftliches Wohlfahrtsprogramm, das wohl die Wenigsten sich in seiner Größe ausgedacht haben: Haus, Hof, Acker, Vieh, Geld, Gut, gute

Reichsverfassung, gute Politik, — du lieber Gott, wer denkt diese Sachen alle aus! Jesus hatte sie auch noch nicht hineingelegt; aber Luther hatte doch wohl ein Recht dazu, und wir heute müssen das agrarische Vaterunser des 16. Jahrhunderts in ein industrielles umdenken: Gib uns städtischen Menschen erschwingliche Miete, Garten für unsere Kinder, die nötigen Werkzeuge und Unterrichtsmittel, höheren Lohn und Gehalt, verantwortliche Minister, vernünftige Bürokratie, Koalitions- und Versammlungsfreiheit — ich meine, das steht alles in unserem Vaterunser drin, wenn wir es heute praktisch leben wollen. Wie viel man davon Kindern ausführlich erzählt, steht dahin; aber der unterrichtende Pfarrer muß sich selbst das klar gemacht haben, sonst gehört er auch in die vergangene Zeit und hat kein Wort für die Gegenwart, die Zukunft schaffen will. Abgesehen von all diesen einzelnen Anlässen gibt der Unterrichtsstoff selbst im ganzen Gelegenheit genug zur Stärkung sozialethischer Empfindung. Eine Voraussetzung ist dabei freilich nötig: man muß die ganze biblische Geschichte als Geschichte auf dem palästinensischen Boden belassen und jene Zeit sich gegenwärtig halten, in der das alles geschah. So behütet man sich und die Kinder vor der Qual, umdeuten zu müssen, das herüberzutragen, was nur damals Sinn und Kraft hatte, und die Empfindung für das Ursprüngliche zu verlieren. Sobald man in geschichtlicher Freiheit jenen Erzählungen des Neuen Testaments gegenübersteht, sagen sie uns tausendmal mehr. Jesus der Heilende, der den Körper gesund macht, Jesus, den die Not jammert, Jesus, der den Bankier bei Tisch gerade so beobachtet, wie den Pharisäer, Jesus, der die Seele sucht im Stadtratsmitglied und in der Hure, Jesus, der die Seligkeit hineinwirft in eine Masse von Elenden, ohne „Buße", ohne „Entgelt", ohne „Leistung", — solche Bilder wirken von selbst und lösen sozialen Druck.

Endlich noch eins. Man erwerbe sich das Vertrauen der Kinder nicht als Pastor, sondern als Mensch. Man versuche ihnen nicht „geistlich", sondern menschlich nahe ans Herz zu kommen; sie sollen merken: der meint es innerlich grundehrlich. Da braucht es gar keine systematische Darbietung der Heilslehre; noch weniger viel Sprüche und Verse; da braucht es vor allem starken ehrlichen Willen. Dann hat der Pfarrer etwas von der Achtung zurückerobert, die ihm in der Zeit der sozialen Zerklüftung doppelt notwendig ist. Man traut ihm auch später und kommt zu ihm.

## § 6.

## Von den Kasualien.

Hier nicht viel, obgleich sehr viel zu sagen wäre. Allein das ist in der „Kasualrede" von Niebergall schon trefflich behandelt worden. Vergessen wir Pfarrer nie, daß die Kasualreden die einzigen sind, die auch Solche hören, welche nie sonst in die Kirche kommen. Deshalb vor allem hier Gerechtigkeit, wahrhaftig nicht aus Taktik — dann ist ihr Segen schon dahin — sondern aus reiner Gewissenhaftigkeit. Wir rühmen unter Umständen die Verdienste eines Bürgermeisters oder Arztes am Grab; haben wir auch dasselbe Wort selbverständlicher Anerkennung für den Gewerkschaftler und Politiker? Schämen sollte man sich über Kollegen, welche vor Kränzen mit roten Schleifen keine Trauerandacht halten wollen und hinter Kränzen vom Skatklub einhergehen; schämen müssen wir uns ebenso über die innere Selbstüberwindung, die es manchen kostet, sich in die Lage eines Unternehmers zu versetzen. Der beste Trost am Grab liegt im Verstehen, nicht im Häufen von tröstlichen Redensarten. Ein einziges Wort

wie: „er hat als Vertreter seiner Standesinteressen seine Pflicht getan," oder „wir müssen darauf hin arbeiten, daß die Schwindsucht als Standeskrankheit möglichst verschwinde", oder „die große Kindersterblichkeit ist eine Schuld der Gesellschaft;" oder wie man das fassen möge, das schlägt die beste Brücke von der Versammlung zum Pfarrer. Freilich nur, wenn das nicht ad hoc präpariert war, sondern wenn es aus wirklicher frischer Überzeugung quillt. Geradeso offen muß unser Verständnis gegenüber Unternehmern und Kapitalisten sein; und wenn wir nichts anderes tun, als den Beruf in seiner sozialen Funktion kennzeichnen, so ist doch schon von hier aus ein Ton angeschlagen, der weiterklingen kann. Man kann als sozialer Pfarrer sehr ungerecht werden gegen das, was nicht Arbeiter heißt. Freilich ist die Gefahr noch größer, daß man der Versuchung erliegt, vor wehenden Fahnen und Bergen von Kränzen das klare Urteil sich trüben zu lassen. Anklagen am Grab rede ich ebensowenig das Wort wie Lobreden. Was mir erstrebenswert erscheint, das ist nur, daß Lokalton und Lokalfarbe gewahrt werde. Die Predigt von Gott dem Lebendigen braucht gar nicht zurückzutreten. Sie bildet den alles beherrschenden Mittelpunkt; aber sie muß abgetönt werden nach der Arbeit dieses Lebens. Nur in der hat sich ja Gott dem Menschen bis dahin geoffenbart.

Noch intimer kann die Hochzeitsrede sein. Sie trifft daneben, je weniger wir Volkskunde beherrschen. Der Unterschied der höheren und niederen Stände liegt gar nicht in der feineren Empfindungswelt. Brutalität ist oben wie unten und Zartheit unten wie oben. Nur muß man sich von den verschiedenen Formen nicht täuschen lassen. Am Hochzeitstag schenke man den arbeitenden Klassen vor allem ein fröhliches Wort, das sie ihrer Zukunft froh werden läßt. Der Schwerpunkt liegt freilich weniger in den Reden am Hochzeitstag, als in dem späteren Umgang mit den

Eheleuten. Besuche bei Gesunden sind ebenso nötig und für uns selbst ertragreich, wie Besuche bei Kranken; sie sollen dem Menschen gelten, der allmählich sein wirkliches Glück oder Unglück schmiedet, nicht einer geisterhaften Seele.

Am meisten Stoff für soziales Nachdenken liefern die Taufen. Ich denke an kinderbevölkerte Straßen der Vorstadt und kinderleere Viertel wohlhabender Stadtteile. Ich denke an die Mühsal kinderreicher Familien, eine anständige Mietswohnung zu bekommen. Familien mit mehreren Kindern liebt man nicht. Es ist geradezu entsetzlich, wie der Hausbesitzer so „regulierend" in die Bevölkerungsfrage einzugreifen sich erkühnt. Ich denke an die Tatsache, daß man bei reichen Taufen sich all des Schutzes und der Pflege erfreut, die dort dem Kind zu teil wird und in armen Vierteln sich oft nur über die Verwilderung der Kinder aufhält. Ich möchte aber auch einmal bei solchen Taufen in vornehmen Häusern den Pfarrer den Zusammenhang für sich durchdenken lassen, wie eng Gesundheit, Bildung, Gemüt, Unabhängigkeit mit dem Wohlstand verbunden sind. Wir sind stets geneigt überall das Korrumpierende zu sehen. Not lehrt nicht Beten, und Reichtum keine Frömmigkeit; gewiß nicht. Aber es ist uns selbst wohler in sauberer Kinderstube und dort, wo man die Mittel für des Kindes Leib erschwingen kann. Ziehen wir daraus die Folgerung für unsere Einschätzung der Wohlfahrt überhaupt und machen es dem Reichen auch nicht zum Vorwurf, wenn er die Mittel alle benützt, sich und sein Kind zu behüten und zu bilden. Armut schändet nicht und Reichtum ist auch keine Schande. Die soziale Funktion des Reichtums würde eine viel harmlosere und volkswirtschaftlich nützlichere werden, sobald man den Reichtum durch seine eigene Kraft wirken ließe und ihm nicht so viel freiwillige Tribute zollte und offene Türen schenkte, zu denen er keine Hand aufhob. Die Letzteren hat er nicht verdient.

Reichtum soll ebenso arbeiten, wie Armut. Dann haben die Beiden an ihrer Stelle ihre Pflicht. Ich wollte, daß wir bei Haustaufen in reicheren Häusern den innern Zwiespalt los würden, der gerade den Ernsten regelmäßig drückt, wenn er sich an geschmackvoller Tafel plötzlich der armen Leutewohnungen erinnert. Volkswirtschaftliche Gedankengänge müssen sich da kreuzen mit Forderungen christlicher Humanität, und beide müssen der Wirklichkeit dienen, freilich nicht einer Teilwirklichkeit, sondern dem Ganzen.

Zuletzt aber meine ich, es ist eine sonderbare kirchliche Einbildung, daß wir Pfarrer meinen, wir beherrschten und verständen das Leben, weil wir bei Taufe und Tod gerufen werden. Das kommt mir beinahe so vor, wie die Sorte alter Romane, welche mit dem Hochzeitstag endeten und dann den Vorhang fallen ließen. Die eigentlichen „Kasualien" liegen doch auf der Wegstrecke selbst. Viel ungesundes in unserem kirchlichen Betrieb steckt darin, daß wir den Menschen im Hochzeitsstaat und im Totenhemd zu sehen gewöhnt sind, und dafür unsere Formeln ausgesonnen haben. Für die große Fülle des eigentlichen sozialen Kampflebens sind wir hilflos. Formeln nützen da auch gar nichts. Erfahrung ist hier das Einzige, was uns urteilen lehrt und meistens unser Urteil bescheiden macht. Die wirkliche Zugkraft des christlichen Pfarrerstandes müßte darin liegen, daß wir den Menschen, die nun schon Herrschaft, Formel, Zunftzwang, Paragraph, Vorschrift in ihren täglichen Berufsleben genug zu tragen haben, nicht aufs neue solche Dinge für ihr geistiges Leben bringen, sondern daß wir uns zu ihnen setzen, uns mit ihnen freuen, und, soweit es möglich ist, Mut bringen und Kräfte schenken. Die Welt sozialen Auf- und Niederstiegs ist voller Kraft. Wo sind unsere Kräfte? Nicht Herrschaften, Bistümer, Kirchenordnungen, Exegesen,

Schulen, sondern lebendige, wechselnde, umschaffende Kräfte? Es ist geordneter Betrieb, wenn einer nur Kasualreden kennt für Taufe, Konfirmation, Hochzeit, Sterbetag; aber dieser Betrieb reicht nicht mehr in unserer lebendigen Zeit. Die fordert keine Worte und Reden, sondern Werke und Taten, die sich nicht einbilden, etwas Vollkommenes und Ewiges zu sein, die aber wissen, daß sie nun hier gerade am Platz sind und daß sie aus teilnehmendem Herzen kommen, und daß sie gerne bereit sind, anderen besseren Platz zu machen.

## §. 7.

## Soziale Behandlung der kirchlichen Verwaltung.

Ehe die Kirche soziale Forderungen an die Gesamtheit aufstellt, muß sie in ihrer eigenen Verwaltung ein gutes Gewissen haben. Ich fürchte, daß vieles von der Scheu der Pastoren vor der kirchlichen Verwaltung darauf zu rechnen ist, daß sie sich nicht stark genug fühlen, auch nur in kleinem Betrieb mit sozialen Forderungen vollständig Ernst zu machen. Zwar geht es gewiß nicht an, die kirchliche Vermögensverwaltung als isolierte Experimentierstation zu betrachten. Die Papiere steigen und fallen auch hier und die Hypotheken brauchen ihre Sicherheit und die säumigen Schuldner müssen eingeklagt werden. Schon diese Erkenntnis ist heilsam. Sie zwingt z. B. zum Nachdenken über den Vorwurf gegen die sozialdemokratischen Vorschläge, daß sie ihre Ideen ja innerhalb der bürgerlichen Welt noch nie durchgeführt hätten, oder über das Mißbehagen gegenüber der kapitalistischen Finanzwirtschaft. Manche gute boden-

reformerische Gedanken stehen recht verwaist an den Tischen der kirchlichen Presbyterien und Konsistorien. Es ist nicht so einfach, das Dilemma zu lösen, daß man gegenüber den Steuergroschen der Gesamtheit andere Verpflichtungen erwachsen sieht, als gegenüber dem eigenen Vermögen. Auch das Steuerzahlen selbst innerhalb der kirchlichen Gemeinden regt zu einer Menge Fragen an. Ist es eigentlich sittlich von der heutigen herrschenden Orthodoxie gedacht, daß sie ruhig das Geld der „ungläubigen" Weltbürger annimmt, das ihr oft einzig die Existenzmöglichkeit oder wenigstens die Ausdehnungsfähigkeit des kirchlichen Betriebs sichert, daß sie aber andererseits im stillen denkt: „ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie jener Bierbrauer, oder Stahlwerksdirektor oder Kaufmann?" Man kann doch unmöglich solche Steuern unter den Begriff der „Kirchenbuße" einreihen! Da kommt mit unausweichlicher Gewalt die Auseinandersetzung mit dem sittlichen Begriff des Vermögens, des Geldes. So stark wir die Mammonssucht bekämpfen, so wenig ehrlich ist der Genuß des Geldes anderer, ohne daß man sich den gleichen Gefahren des Gelderwerbs und Gutsbesitzes ausgesetzt weiß. Man nimmt viele Predigten gegen den Reichtum nicht mehr ernst, sobald man ihre Geltung innerhalb der kirchlichen Vermögensverwaltung kennt und klar durchdenkt bis zu den persönlich unangenehmsten Folgerungen. Auch die Innere Mission steht hier der offiziellen Kirche gegenüber gar nicht einwurfsfreier da. Auch sie lebt sogar stark vom Kapital und weiß genau, was die großen Summen der Kollekten bedeuten. Man verstehe mich recht! Es liegt mir so fern wie möglich, auf die kleinen Gaben herabzusehen. Ich möchte nur warnen vor inhaltloser Phrase. Diese sehe ich überall dort wuchern, wo man eine doppelte kirchliche Buchführung übt, heute im Gottesdienst, und morgen bei der kirchlichen Steuerliste.

Ferner denke ich daran, wie wenig sozial oft kirchliche

Gemeinden mit ihren eigenen dienstlichen Kräften umgehen. Kirchenbetriebe sollen noch in höherem Maßstab Musterbetriebe sein, als staatliche Betriebe. Wie sorgen sie für ihre Küster, Organisten, Friedhofsarbeiter? Ich sage nicht, daß dafür durchschnittlich schlecht gesorgt würde, aber es wird auch nicht außerordentlich gut gesorgt. Und wie wird das ganze Verhältnis geregelt, wie der Kontrakt mit den Unterstellten gestaltet? Ein Angestellter bei Wertheim erhält unter Fortbezug vollen Lohns Sommerurlaub. Der Organist muß auf eigene Kosten Vertretung stellen. Wird wirklich in kirchlichen Dienstverhältnissen auf Unabhängigkeit der Meinungsäußerung und Hervorhebung des Charakters gehalten oder liebt man da willfährige, beugsame und schmiegsame Kreaturen? Wenn ja, dann mache man doch einen patriarchalischen Fabrikherrn keinen Vorwurf, wenn er seinerseits auf diese unterwürfigen Qualitäten des Arbeiters auch Gewicht legt. Weiter denke ich an die direkte soziale Ausbeutung der Kräfte junger Hilfsgeistlicher. Was mutet man Vikaren, Hilfspredigern zu? Sie haben in vielen Gemeinden genau denselben Dienst wie der Pfarrer, ja ihr Dienst wird oft noch unregelmäßiger durch Inanspruchnahme von allen möglichen Seiten. Aber sie bekommen höchstens die Hälfte des Gehalts und lassen ihre besten Kräfte liegen, dort, wo man sie gar nicht anerkennt. Der Staat hat allerdings oft in musterhafter Weise ein Vorbild dazu gegeben, indem er z.B. bei elendester Besoldung die Schulinspektion durch geistliche Kräfte besorgen läßt, oder den Vizepräsidenten des Oberkirchenrats mit ganzen 1500 M. besoldet, nur um seinerseits Geld zu sparen. — Was hat endlich die Kirche getan in der Frauenfrage? Ist sie nicht rückständiger als manche Stadtverwaltung, welche die Frauen ausdrücklich in die kommunale Armenpflege, Vormundschaft und Fürsorge herübergenommen hat, während die Kirche ihren Frauen kein Wort an der Verwaltung gönnt, und ihnen aktives und passives Wahlrecht ab-

schneidet. Gerade hier wäre die Möglichkeit geboten, den häßlichen Abstand der Verantwortlichkeit zwischen arm und reich, wie er durch die Kirchensteuer geschaffen worden ist, auszugleichen, indem je der Frau wenigstens das Stimmrecht überwiesen wird. Aber die Kirche geht noch weiter: sie schließt vom Stimmrecht oft diejenigen aus, welche aus öffentlichen Mitteln Armenunterstützung beziehen, sogar wenn die Kassen, aus denen die Wohltat empfangen worden ist, kirchliche Kassen gewesen sind. Hierfür fehlt uns jedes Verständnis. Denken wir dann noch des Trinkgelderwesens innerhalb der Kirche, an dem Pfarrer und Küster in größerem oder kleinerem Umfang teilhaben, dann muß die soziale Entrüstung zuerst am eigenen Haus anfangen.

Wie steht es denn mit Unterstützung der anerkannt sozial fruchtbaren Gedanken? Kirchliche Großstadtgemeinden, Konsistorien lassen unendlich viel drucken; haben sie sich zum Grundsatz gemacht, nur dort Druckaufträge zu erteilen, wo der Tarif anerkannt ist, um so der gesunden Tarifbewegung auch in ihrem kleinen Teil zu helfen? Oder geht es da auch so, wie wir im Briefkasten des Leuchtturm, Organ des westdeutschen Jünglingsbundes, rührend naiv lesen: „unsere Arbeiter sind ebenso gut bezahlt, wie die in tariftreuen Druckereien. Von einem schriftlichen Vertrag haben wir aber abgesehen." Wahrhaftig; die ungläubige Welt ist oft christlicher, als „Patentchristen"! Versucht man beim Abschluß von Bauverträgen auf das Submissionsverfahren reformerisch einzuwirken, die Streikklausel sich einmal vorlegen zu lassen, die Arbeiterbuden sich anzusehen, Kaffeeausschank von Seiten der Gemeinde anzuordnen und was dergleichen Dinge mehr sind? Was ist es für eine peinliche Sache, wenn eine Kirche durch Streikbrecher, die aus Italien herbeigeholt worden sind, erbaut werden sollte! Ich meine, man müßte in all diesen Dingen viel mehr Ernst beweisen, nicht nur

in der Übung einer gewissen christlichen Liberalität. Tausendmal mehr als einige Hundert Mark Armengelder wirkt ein einziges soziales Beispiel in Verträgen, Submissionen u. dergl., das eine Kirchengemeinde wagt.

Vor allem aber hat die Kirche in tausend Kleinigkeiten zu meiden, daß sie den Reichen nicht einfach als solchen wirklich bevorzugt. Ich werde nie vergessen, wie mir ein nichtsozialdemokratischer Arbeiter, der aus der Kirche austrat, erzählte, daß er eines Tags aus einer Kirche von einer Bank nach der anderen weggewiesen worden sei, weil die Plätze verkauft waren; von da an sei er nie wieder in eine Kirche getreten. Oder ein anderes. Warum führen unsere Kirchenverwaltungen dort, wo sie eigene Friedhöfe haben, noch I. II. III. Klasse von Begräbnissen? Hier hört das Recht, Geld zu machen, auch der Gesamtheit gegenüber auf. Oder warum hat man noch nicht überall die Gebühren abgeschafft, soweit sie nicht besondere kirchliche Leistungen auf Kosten anderer betreffen? Wie steht es mit der Patronatsherrschaft unter sozialem Gesichtspunkt? Wie kann eine evangelische Kirche Pfründen ertragen, die als Sinekuren verteilt werden? Sobald wir ernsthaft an diese Dinge herantreten, werden wir manches finden, was uns die Freudigkeit an sozialer Arbeit benimmt. Auch die Zusammensetzung unserer Körperschaften dürfte da und dort wesentlich anders sein. Freilich soll offen bezeugt werden, daß für eine große Vermögensverwaltung der Blick und die Geschäftskenntnis eines großen Bankiers und Direktors oder juristischen Beirats unentbehrlich sind und ich manchmal im stillen mich wunderte, mit welcher Gleichmütigkeit diese Herren, die doch ihre Kraft in kirchlichen Dienst stellen, sich oft von Pfarrern um ihrer liberalen Haltung willen ausschelten lassen. Es kann auch viel Pose sein bei der Losung: der kleine Mann muß in die Verwaltung kommen. Jedenfalls muß aber der „kleine Mann" einfach

für seinen Dienst bezahlt werden; sonst ist es ungereimt, ihm dieses Ehrenamt zu übergeben, das ihn selbst greifbar am Verdienst schädigt. Die Verwaltung muß dann freilich einen anderen Charakter annehmen.

Diese Erwägungen sind allerdings unausgeglichen. Sie wollen auch nur den sozialen Eifer rechtfertigen, indem sie ihm als erste Stelle das eigene Haus anweisen.

## § 8.

## Die zusammenfassenden Gesichtspunkte.

Die Kirche als Trägerin großer Ideale könnte eine bedeutende soziale Rolle spielen. Ich denke gar nicht an irgendwelche Eingriffe amtlicher Art in den Bereich der sozialpolitischen oder auch nur sozialethischen Fragen. Der Protestantismus muß ein und für allemal Ernst machen mit der Rolle des dienendes Geistes und hat grundsätzlich mit dem Gedanken kirchlicher Selbständigkeit, die stets wieder ein ziemliches Maß eigener Herrschaft bedingt, zu brechen. Seine Aufgabe ist die Welt zu persönlicher Kulturgemeinschaft zu erheben, in der der Mensch als Einzelner geachtet wird und deshalb die soziale Ordnung so gestaltet sein muß, daß sie möglichst reiche und mannigfaltige Entwicklung persönlicher Charaktere ermöglicht. Die Pflege der Frömmigkeit, die nach christlichen Grundsätzen mit Kultur und Zeremonie grundsätzlich nichts zu tun hat, wird nie an „Einrichtungen" sich knüpfen lassen. Die soziale Ordnung muß nur so beschaffen sein, daß eben für ihre Betätigung reiche Möglichkeiten offen stehen. Wenn dies richtig ist, so besteht die soziale Rolle der Kirche gerade darin,

daß sie die eigentlich kirchlichen Forderungen und Maßstäbe abwirft und damit den Völkern ein Joch vom Hals nimmt, wie Christus seinerzeit das auch getan hat. Christi Frömmigkeit war keine kirchliche, sondern eine weltliche. Und eben deshalb empfanden es die Menschen der Masse schon als eine soziale Erlösung, daß sie auf dem Gebiet der Frömmigkeit unmittelbar mit Gott selbst verhandeln konnten und durften. In die Augen springend würde der sittliche Erfolg sein. Die Kirche selbst würde aufhören, eigene kirchliche Ethik, kirchliche „Satzungen und Aufsätze" in Konkurrenz mit der „Welt" d. h. dem Staat, der Obrigkeit, der Wirtschaftsordnung festzusetzen und die „Welt" wird eben deshalb aufhören müssen, ihre Verantwortlichkeit gewissermaßen abzutragen durch die Erfüllung kirchlicher Gebote und sich innerhalb ihres eigenen Gebietes dann desto „weltlicher" zu benehmen. Von tieferm und unabsehbarem Einfluß würde die positive Arbeit werden, welche die christliche Frömmigkeit innerhalb der Welt, d. h. der Kommune, der Standesorganisation, der Gewerkschaft, des Verbandes, des Staates leistet. Fragt man, heißt das nicht die Quadratur des Kreises: „die Kirche soll bestehen, sie soll sich aber eigentlich selbst aufgeben," so antworten wir: dies ist eben das Geheimnis christlicher Liebe, daß man da ist, daß man sich aber aufgibt, um dem Ganzen zu dienen. Solange die Kirche diesen Dienst noch nicht gründlicher erlernt hat, solange sie die Scheidung der kirchlichen und weltlichen Welt immer künstlich aufrecht erhält, statt sich vollständig in die Welt zu stellen und an ihr und mit ihr zu arbeiten, solange wird stets ein unnatürliches Verhältnis bleiben und viel Kraft zerrieben werden.

Dazu kommt, daß die Kirche den Kampf Jesu wieder aufnehmen muß, den dieser stets nur gegen einen Feind gekämpft hat: gegen die Heuchelei. Unsere gesamten sozialen Verhältnisse wären einfacher zu bezwingen, wenn

alle öffentlichen Organe auf Wahrhaftigkeit gegründet wären. Es ist außerordentlich leicht, den vielen Trug und Schein, die Unaufrichtigkeit mancher Standesforderungen, das hohle Gebahren des reinen Nützlichkeitsmenschen zu brandmarken. Aber das sittliche Recht hierzu erkämpfen wir uns erst, wenn in der Kirche selbst, der Prophetin der Wahrhaftigkeit, alle Heuchelei grundsätzlich ausgerottet wird. Man täusche sich ja nicht über die Art des sittlichen Einflusses. Er hängt nicht an einzelnen Maßregeln, Anstalten, Resolutionen, Programmen: es kommt auf den Geist an, der sofort in seiner Art oder Abart, seiner Gesundheit oder Gefahr erkannt wird. Würde die Kirche heutzutage allgemein als ein Ort betrachtet werden, in dem die Aufrichtigkeit das oberste Gesetz ist, so würde diese Tatsache wie ein belebender Hauch über alle Gebiete des öffentlichen Lebens hinziehen. Es müßte doch unser Ehrgeiz sein, hören zu können: einen Ort gibt es, wo nichts von Heuchelei geduldet wird, im öffentlichen nicht und im geheimen nicht, und das ist die Kirche! Wie weit, wie weit sind wir heute davon entfernt! Ich meine, alles detaillierte soziale Interesse einzelner, vieler rege Eifer und manche amtliche Sympathie mit dem arbeitenden Volk ist verlorenes Gut, weil die Kirche nicht mehr als zuverlässiger Hort der Aufrichtigkeit gilt. Wahrheiten hat sie genug gebracht und den Menschen auferlegt; aber es handelt sich noch um ein schöneres Gut, um die Wahrhaftigkeit und Überzeugungstreue. Dort steht der Tempel, hier stehen die Propheten. Und die Kirche lebt nicht vom Tempel, oder wenn sie davon lebt, so dient sie sich selbst; sie lebt von den andern Kräften, die sie in ungewisse Zukunft hineinverwirren mit starkem Glauben und nie versagender Liebe der Tat.

Nur nachdem wir das mit aller Schärfe herausgehoben haben, nehmen wir uns den Mut, an einzelne Fragen heranzutreten.

# II. Die Haltung des Pfarrers zu bestimmten Einzelfragen sozialer Art.

## 1. Im Verhältnis zum Arbeiter.

### § 9.

### Das Recht auf Arbeit.

Das soll das erste sein, was wir mit Entschiedenheit vertreten. Freilich ist schon darin eine Menge Voraussetzungen eingeschlossen, die gar nicht leicht übersehbare Folgen nach sich ziehen. An sich bedeutet die Forderung dies: jeder Mensch in der Gesellschaft hat ein Recht darauf, durch Arbeit sein Brot zu verdienen. Das scheint sonnenklar. Als Grundsatz, an dem wir unser Verhalten messen, muß er auch immer behauptet werden. Schwieriger wird die Durchführung. Wem gegenüber soll dies Recht geltend gemacht werden? Dem Staat, der Kommune oder einzelnen Familien, Verbänden? Wenn es sich um ein Recht handelt, so berechtigt seine Versagung zur Klage. Hat nun der Staat oder die Kommune ohne Weiteres die Verpflichtung für Arbeit zu sorgen? Schädigt es nicht die Produktivität der Arbeit selbst, von der das ganze Volkswohl abhängt, wenn gewissermaßen ledige Arbeitsstellen bereitgehalten werden sollten, um solche aufzunehmen, die nirgends Arbeit fanden? Die freie Gesellschaft, die einzelnen Familien haben die Kinder und damit Hände und Münder

nach ihrem freien Gutdünken vermehrt. Hat nun der Staat die Verpflichtung, hier nicht nur Brot, sondern Arbeit zum Broderwerb zu schaffen? Scheitert nicht die ganze Frage an der ungleichen Verteilung der Arbeitskräfte in Stadt und Land? Müßte die Freizügigkeit geopfert werden, um die Staatspflicht durchzuführen, daß jedem Arbeit zukommt? Müßte aber in der Folgerung nicht auch die gesamte Bevölkerungsvermehrung reguliert werden? Das Recht auf Arbeit als organisierter Rechtsanspruch hat schließlich seine Grenze an der Übersichtlichkeit der Zunahme der Bevölkerung. Wird die Arbeitslosigkeit innerhalb unserer Gesellschaftsordnung überhaupt aufhören können? Wird etwa eine kommunistisch geordnete ihrer so Herr werden, daß sie nicht auch zeitweise sich dort einfände? So könnten wir beliebig die Fragen häufen.

Gerade an diesem ersten Problem können wir die Probe darauf machen, daß die technische Durchführung sozialer Grundsätze eine Menge einzelner Fragen umfaßt, die jedesmal scharf ins Auge gefaßt werden müssen. Das darf die Freudigkeit, mit der man die Richtung als ganze verfolgt, nicht lähmen. Wir haben es in der Beziehung als Pfarrer gut, daß wir nur große Linien zu ziehen berechtigt sind und immer wieder unerschrockenen Mut beweisen müssen, auf diese Richtung mit allem Ernst hinzuweisen. Es gibt auch volkswirtschaftliche Ideale, nicht nur individuelle. Diese Ideale verschieben sich vielleicht auf den Weg der Verwirklichung; aber sie müssen Triebkräfte bleiben. Sie müssen und dürfen wir in Gang halten. Aber dann kommt der Scheideweg. Wir trennen uns von denen, die infolge der verwickelten Schwierigkeit der Durchführung den Mut verlieren; wir trennen uns auch von den andern, die nur an bösen Willen glauben, wo nicht sofort das Ende einer Entwicklung erreicht wird; wir gehen vielmehr mit denen, die uns zwingen, uns selbst ein anschauliches Bild zu entwerfen und

dieses Bild mit den wirklichen Farben zu malen; mit andern Worten: wir gewinnen aus der Einsicht in den Reichtum der Möglichkeiten und die Fülle von Entscheidungen, die zu treffen sind, stärkere Kraft. Das Verständnis der Schwierigkeiten macht uns reicher, nicht ärmer.

Das Recht auf Arbeit bleibt eine der Grundforderungen für jede Kulturgesellschaft. Wenn wir vorwärts kommen wollen, muß hier ein klarer Ton von uns geredet werden. Das Christentum kann hier sofort eine Probe seiner volkswirtschaftlichen Brauchbarkeit ablegen: nicht um Almosen, nicht um Gnadenbrot, nicht um bevormundende Gaben handelt es sich, sondern um Stärkung der Selbständigkeit und Gewinnung von Mitteln, sie zu halten.

Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit ist die ernsteste Angelegenheit aller sozialethisch Interessierten. Er bedingt bewußte Stellungnahme gegen alles Bettlertum und Vagantenwesen. Luthers einstiges Programm, daß die Kommunen die Bettelei durch Arbeit abschaffen sollten, wartet noch heute auf seine vollständige Durchführung. Denn es ist leicht im allgemeinen Arbeit anzuweisen, aber schwer, die Arbeit nach dem einzelnen Arbeitsbedürfnis zu bemessen. Ferner machen die halben Kräfte viel Kopfzerbrechens. Der Unternehmer arbeitet mit jungen Kräften. Ein Arbeiter über 40 oder gar über 50 Jahre kommt heute kaum an. Je jünger, desto besser. Man schilt wohl darüber, daß die Werke ihre alten Arbeiter abschieben, entweder unmittelbar durch Kündigung, oder durch allmähliche Minderung und Zurückstellung. Was fangen nun diese halben Kräfte an? Die Pensionen und was damit zusammenhängt, reichen nicht zu großen Sprüngen. Oft ist alles zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Damit soll keine Verurteilung des Versicherungswesens ausgesprochen werden; da es auf die allgemeinen staatlichen Bedürfnisse Rücksicht nehmen muß, kann oft nicht anders

gehandelt werden, obgleich besonders die Geschäftsführung wesentlich beschleunigt werden müßte. Wir wollen nur zeigen, wie große Aufgaben zu lösen übrig bleiben. Von den Kranken und Siechen wollen wir gar nicht reden. Hier muß die Vorbeugung weit mehr leisten als bis heute geschah.

Am erschreckendsten wirkt die Arbeitslosigkeit des gesunden Erwachsenen. Der Kapitalismus arbeitet gern mit einer gewissen Reservearmee. Sie dient ihm dazu, in den Arbeitsvertragsbedingungen nicht zu sehr gebunden zu werden. Allein wenn in einer Großstadt das Bedürfnis nach Wohnungen verlangt, daß etwa 2 % leerstehen, diese Forderung aber den einzelnen, den es gerade trifft, unter Umständen sehr bedrückt, so mag das überreichliche Angebot von Arbeitskräften im Interesse des Unternehmers zwar nicht unerwünscht sein, der einzelne, der leer ausgeht, bleibt doch eine volkswirtschaftliche Belastung. Zudem machen sich die industriellen Schwankungen in der Anziehungskraft der Arbeitermassen sehr geltend. Wo in guten Zeiten Tausende von dem Magnet der großen Werke angezogen wurden, fehlt bei gefallener Konjunktur Hunderten jede Arbeitsgelegenheit. Denn es ist ein Charakteristikum unserer Volkswirtschaft, daß sich die Wirkungen schlechten Geschäftsgangs schneller verbreiten, wie früher, und deshalb auch viel rascher in erweitertem Umfang ihre bitteren Wirkungen spürbar werden. Freilich wirkt diese rasche Verbreitung wieder etwas ausgleichend: durch die Anstrengung aller, die bedroht sind, wird die Krise verhältnismäßig rascher überwunden. Aus all diesen volkswirtschaftlichen Erscheinungen ergibt sich die Tatsache der Arbeitslosigkeit. Man sehe ein einzigesmal vor der Ausgabestelle eines Lokalanzeigers die Menschenmassen, die sich häufen, um zuerst das Blatt zu erhaschen und dann nach allen Richtungen auseinanderzustieben. Wer deshalb an Arbeitsnachweisen, Arbeitersekretariaten, Schreibstuben, Arbeitsvermittlung, Rechtsschutzbüros mit-

arbeitet, sie benutzt, für ihre Verbreitung und Verbesserung sorgt, der wird in seinem Teil etwas zur Linderung der Arbeitslosigkeit beitragen. Nicht konfessionelle Anstalten soll man schaffen, sondern an den allgemeinen teilnehmen. Der Anschluß an eine Organisation, einen Verband, eine Gewerkschaft ist sicher ein vorzügliches Schutzmittel. Aber alle Schwierigkeiten können dadurch nicht beseitigt werden. Man hüte sich nur immer, daß man die Frage so stellt: hilft dies Mittel zur Ausrottung der Arbeitslosigkeit? und, wenn man diese Frage ehrlich verneinen muß, daß man dann überhaupt nichts in die Hand nimmt. Theoretisch läßt sich in diesen Fragen sehr wenig bestimmen. Hier können nur Erfahrungen helfen. Enttäuschungen werden so viele erlebt, daß man sich von vornherein darauf gefaßt zu machen hat, um den Mut nicht zu verlieren.

Arbeit ist das „tägliche Brot", von dem heute das Vaterunser zu uns redet. Wir hören vielmals rufen: schenk' uns Arbeit, Arbeitsstelle! Der ist fromm, der Arbeit will, und nicht Brot. Desto mehr muß diese Bitte erhört werden. Arbeitswillige dieser Art beschäftigen, ihnen ihren Charakter nicht durch Geschenk verderben und sich selbst die Sache durch Gaben nicht erleichtern, das heißt christlich sorgen. Der Pfarrer wird hundert Wege kennen und gehen, um hier durch Predigt und Beispiel die verantwortliche Pflicht der Gesellschaftsglieder gegeneinander zu beleben. Die ältesten Christengemeinden wußten es schon, daß man dem Tüchtigen Arbeit, dem Schwachen Brot geben soll. Wir lassen umgekehrt viel Schwache im Arbeitszwang und sehen zu, wie starke Leute ohne Arbeit bleiben. Diese Mißgestaltung des volkswirtschaftlichen Lebens muß bekämpft werden. Nur darf man nie vergessen, daß auch die Arbeitslosigkeit bloß der Niederschlag einer Reihe anderer wirtschaftlicher Verhältnisse ist. Jedes Mittel muß so gewählt werden, daß es wiederum auf die allgemeine Ordnung zurückwirkt.

## § 10.
## Arbeitszeit.

Im Kampf um die Verkürzung der Arbeitszeit hat der Pfarrer verantwortliche Stelle. Wir denken jetzt alle nüchterner über diese Dinge. Die Arbeitssucht in ihrer entsetzlich lähmenden Kraft wird heute von den führenden Kreisen der Volkswirtschaft, dem Kaufmann, Unternehmer, Bankier vielleicht noch härter empfunden, als von dem Arbeiter. Die Sehnsucht, Mensch zu sein, die Begier nach mehr freier Zeit macht sich immer leidenschaftlicher geltend. Sie muß gefördert werden, wie wir irgend können. Der Mensch wird stark durch Berufsarbeit; aber er hat nicht darin unterzugehen. Wie viel Tausende von Männern reibt heute die Tagesarbeit tatsächlich so stark auf, daß sie aufhören Menschen zu sein. Wir schwärmen nicht für romantische Humanitätsideale; aber ebenso gewiß wissen wir, daß der Berufsspezialist kein Bildungsideal ist. Je verzweigter die menschliche Arbeit wird, je selbständiger die einzelnen Tätigkeiten sind, desto notwendiger ist das Gegengewicht einer freien Zeit, die dem Menschen ermöglicht, seiner eigenen Bildung zu leben. Die Harmonie der Charakterbildung hat zur notwendigen Voraussetzung einen größeren Wechsel der Tätigkeiten. Wo die moderne fachliche Zerspaltung der Arbeit den Menschen in einen allerkleinsten Rahmen einspannt, um ihn innerhalb desselben zur peinlich sorgfältigen arbeitenden Maschinerie zu machen, wird das Bedürfnis doppelt rege werden, außerhalb der Arbeit sich selbst zu gehören. Hier erwächst ein Stück echten Idealismus. Der darf unserem Volk nicht verloren gehen. Man lebt in seinem Beruf, aber nur, soweit dieser Beruf selbst Lebensmöglichkeiten geben kann. Viele Pfarrer sündigen durch die wahllose sittliche Mahnung, die Würde des Berufs

einzuschätzen. Ganz gewiß. Keiner ist ein tüchtiger Mensch, der nicht etwas von Grund auf versteht. Aber bei diesem „etwas" denken wir doch unwillkürlich an ein Ganzes. Wie viele Arbeit ist aber heutzutage nur zerteilteste Teilarbeit und zwar derart, daß sie meist mechanische Arbeitskraft auslöst. Ich denke dabei viel weniger an die Anforderungen, die an Muskelarbeit gestellt werden. Ich erinnere an die Art der Ausnützung des geistigen, der disponierenden Arbeit von heutzutag. Sie strengt einerseits viel mehr an, weil sie eine ungeahnte Ausnutzung jedes Zeitteils erfordert; sie befriedigt andererseits weit geringer, weil sie keinen Antrieb zum Schaffen bietet, und in dem Einerlei einer stets nur vorbereitenden Tätigkeit verläuft.

Auch um seiner selbst willen hat der Pfarrer den Kampf um die Zeit zu führen. Freilich gibt es wohl noch sehr viele, die zu viel Zeit haben. Sie wissen nicht, was damit anfangen. Die Pfarrer, die am meisten zu tun haben, bedienen am raschesten; die „keine Zeit" haben, haben verhältnismäßig mehr Zeit, als die andern. Aber trotzdem haben auch wir ein Recht, die Arbeitszeit zu verringern. Vor allem müssen alle Vereine und Vereinchen eingeschränkt werden. Wo sie notwendig sind, sollen sie in eigene Verbandsleitung übergehen. Der Intensität der Arbeit und dem Wert, den man seiner Arbeit beimißt, schadet es auf die Dauer, in vielen Vereinen zu arbeiten, wenn man nur der Gebende, nie der Nehmende ist. Doch dies als Einschiebsel!

Die Frage der Verkürzung der Arbeitszeit wird ausgefochten auf dem Gebiet der Massenarbeit und der großen industriellen Verbände. Grundsätzlich hat man hier für Verkürzung einzutreten. Sie bedeutet Kulturfortschritt. Sie zwingt die Technik zur Vervollkommnung, sie macht den Menschen freier. Beides sind unentbehrliche Voraussetzungen für jedes sittlich und geistig emporstrebende Volk.

Die langen Arbeitszeiten des Kontinents haben lange Zeit England vor der Konkurrenz geschützt. Eine Befreiung des Sonntags, des Sonnabend Nachmittags von der Arbeit, eine Verkürzung der Arbeitszeit in ständigem Maß, ein Maximalarbeitstag für Männer, nicht bloß für Frauen, eine Unterbrechung der Arbeit durch Ferien, eine kürzere Bemessung der Schichten, das liegt alles in derselben Linie. Jede vernünftige Volkswirtschaft wird mit dem Material am sorgsamsten umgehen, das am wertvollsten ist: nämlich — dem Menschen. Je gesunder und kräftiger der Mensch, desto höher die Forderungen, die man an ihn stellen kann. Je abgehetzter, desto verantwortungsloser.

So klar diese grundsätzlichen Forderungen sind, so ernst müssen die praktischen Erwägungen sein. Die kürzeste Arbeitszeit kann von der mit großem Kapital arbeitenden Großindustrie gewährleistet werden. Sie steht oder soll stehen an der Spitze des technischen Fortschritts und ihre Haltung übt stets einen bewußten oder unbewußten Druck auf das übrige Gewerbe aus. Der mittlere und kleinere Unternehmer, der vom Kapitalmarkt ganz anders abhängig ist, muß sich oft mit längerer Arbeitszeit behelfen, so sehr er sich und andern die Verkürzung wünschte. Ferner sind die internationalen Konkurrenzverhältnisse in Betracht zu ziehen. Die Betriebe müssen um ihrer eigenen Leistungsfähigkeit willen stets mehr oder weniger mit der Ausfuhr rechnen. Endlich muß die technische Entwicklungsstufe des betreffenden Betriebs, für den eine Arbeitszeitverkürzung verlangt wird, berücksichtigt werden. Man kann die gewerblichen Verhältnisse nicht sämtlich über einen Kamm scheeren. Allein das Verständnis wächst, je mehr man sich an einem einzelnen Beispiel die verschiedenen Wechselwirkungen klar macht. So wird man immer zu dem Schluß kommen, daß die Arbeitszeitverkürzung schließlich auch rentabel wirkt, sobald man nicht mit kleinen, sondern mit größeren Zeiträumen

rechnet und die volkswirtschaftliche Betrachtung der privatwirtschaftlichen überordnet. Ausdrücklich muß aber bemerkt werden, daß die Beurteilung der „Gerechtigkeit" einer einzelnen Forderung einer Verkürzung der Arbeitszeit stets genaue Studien im einzelnen voraussetzt. Wer sich damit nicht befaßt, soll sich daran genügen lassen, die grundsätzlichen Linien zu ziehen, aber im Einzelfall sich der parteiischen Stellungnahme enthalten.

## § 11.

## Lohnfrage.

Auch in dieser Frage muß Grundsätzliches und Einzelforderung unterschieden werden. Zwar wird es dem Pfarrer vielleicht nicht so leicht, sich in die Gedanken einer aufstrebenden, mehr Lohn, d. h. doch mehr Geld fordernden Arbeiterbewegung hineinzudenken. Alle die biblischen Sprüche über Geld und Gelderwerb scheinen hier Hemmnisse zu werden. Ist das Streben nach Kapital, nach Geld, nach Lohn nicht verwerflich? Man versuchte diese unbequemen Bedenken, die aus der Stimmung des Neuen Testaments herrühren, dadurch los zu werden, daß man sich bemühte, den gerechten Lohn zu finden oder zu bestimmen. Allein man muß sich von vornherein daran gewöhnen, daß sich die Lohnverhältnisse eines arbeitenden Volks nicht nach einer bestimmten idealen Norm regeln. Die Forderung der Gerechtigkeit bedeutet stets nur den Antrieb zum Fortschritt, zur Vervollkommnung. Die Forderung selbst wirkt nicht einfach durch ihre Aufstellung, sondern durch die Macht, welche hinter ihr steht, durch die Masse,

die sie vertritt. Die Forderung selbst bleibt lahm, wenn sie nicht wirbt. Sie wird zur Tat erst durch die Verkörperung in der Organisation, mag man sich diese so oder so vorstellen. Die Frage nach dem „gerechten" Lohn wird deshalb stets in die andere umgebogen werden müssen: was ist unter Berücksichtigung der Lage des betreffenden Betriebs von volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt aus an Lohnsteigerung möglich? Dabei werden die beiden Teile, Arbeitnehmer und Arbeitgeber immer verschiedene Urteile haben, weil sie von verschiedenen Gesichtspunkten aus solche Möglichkeit einschätzen. Was erreichbar bleibt, ist nur der gute Wille der Einigung von beiden Seiten, die sich als gleichwertige vertragschließende Partei anerkennen.

Hier muß der Pfarrer einsetzen. Es ist nicht seine Sache, wenn er nicht besondere volkswirtschaftliche Studien gemacht hat, für dies oder jenes Lohnsystem, für Akkord oder Zeitlohn, für oder gegen Gewinnbeteiligung, für oder gegen gleitende Skalen, für oder gegen Prämien, für oder gegen Lohnerhöhung einzutreten. Dagegen hat er die um den Anteil am Arbeitsertrag ringenden Parteien stets darauf hinzuweisen, daß sie den Willen zur Einigung haben müssen im Interesse des Volksganzen. In welcher Linie diese Einigung im einzelnen Fall zu Stande kommt, hängt von einer Unzahl Umständen ab. Es soll gekämpft werden um den Lohn; er soll nicht einfach als Gabe in den Schoß fallen. Aber daß die Lohnerhöhung als solche im volkswirtschaftlichen Interesse liegt, muß stets im Auge behalten werden. Je ärmer ein Volk in seinen breiten Schichten ist, desto unsittlicher arbeitet seine Volkswirtschaft. Steigen die befruchteten Plätze innerhalb des Volksganzen um Tausende und Hunderttausende, so gewinnt das Leben in wirtschaftlicher Beziehung an Sicherheit, Lebhaftigkeit und Reichtum. Grundsätzlich ist es deshalb stets zu begrüßen, im Interesse des Verbrauchs, der Wirtschaft, der sittlichen Hebung selbst, wenn

eine Lohnsteigerung eintritt. Die Pfarrer sollen nur selbst daran denken, daß den andern billig ist, was sie für ihren eigenen Stand für recht halten.

Freilich taucht hier die Frage noch schärfer auf: widerspricht es nicht dem Sinn und Geist Jesu, daß Pfarrer für Gehaltserhöhung eintreten. Pfarrer steigern noch durch ihr Beispiel die Lust am Besitz von Geld und Gut. Daß diese Stimmung dem Neuen Testament widerspricht, ist klar. Die Priester waren es, welche die Gehaltserhöhung beim Tempel als Lebensfrage betrachteten, nicht Jesus, nicht seine Apostel. Eine andere Frage ist nur die, ob diese Stimmung des Neuen Testaments für die heutigen Verhältnisse Norm sein kann. Da muß rund gesagt werden: Nein. Schon wenn Luther seine Erklärung zu „täglich Brot" schrieb, hatte er nicht die Stimmung der apostolischen Zeit; geschweige wir, die wir im Geld eine ganz andere Kraft der Produktivität kennen gelernt haben. Unsere ganze Auffassung von Geld und Gut muß bewußt eine andere werden. Sie muß die hohen sittlichen Grundsätze, die für alle Zeiten bleiben, verwerten und doch dabei des unwahrhaftigen Widerspruchs ledig werden, daß sie tatsächlich die Geldwirtschaft mitmacht. Es ist nämlich eine unsittliche Sache, Ordnungen und Gesetze von seiner eigenen Verantwortlichkeit abzuschieben, weil sie vor uns da waren. Tatsächlich leben wir alle in und mit der Geldwirtschaft. Will man sie nicht, so muß man protestieren. Lebt man in ihr, so muß man sie auch tragen mit all ihren Schwächen und Vorzügen. Und wir sehen heute genau, daß Agrarwirtschaft oder Gewerbewirtschaft genau so ihre sittlichen Schattenseiten und ihre Vorzüge haben, wie die Geldwirtschaft. Darum stehen wir ihr neutral gegenüber. Aber freilich wird der Stachel des Neuen Testaments dadurch noch nicht entfernt, daß wir die Produktivität des Geldes anders werten. Jesus kannte sie in seiner Zeit auch, soweit es

möglich war. Aber er warnte doch; denn er kannte die unheimliche Macht des Geldes, die es über die Seele gewinnt. Nun glaube ich trotz allem, daß die Macht des Geldes in den kaufmännischen Zeitaltern abnimmt, nicht zunimmt. Verhältnismäßig ist der Glanz des Goldes dort viel bestrickender, wo man weniger mit ihm umgeht. Der Kaufmannsstand ist freier von Geiz, als die andern Stände, auch die geistigen Arbeiter eingeschlossen. Aber immer wieder tönen die Worte vom „Mammon" und jenes: Entweder — oder, von dem sich nichts abmarkten läßt. Wir haben auch noch keine Formel modern christlicher Sittlichkeit, welche getränkt mit den Erfahrungen unseres Handelslebens und aufgewachsen in dem Abscheu vor allen verderbenden Redensarten, der jetzigen sittlichen Stellung zu Geld und Gut gerecht würde. Daß der Mensch Herr seines Geldes bleiben muß, ist klar. Ebenso sicher aber ist es, daß der Gelderwerb als Lebensbeschäftigung heute aus der Volkswirtschaft nicht ausgemerzt werden kann. Nur muß das Eine festgehalten werden: Geld gibt immer nur Möglichkeiten. Es ist keine Wirklichkeit. Es schafft nur den Weg zu dem oder jenem. Insofern ist es das charakterloseste Ding der Welt, das aber Charaktere gerade so schaffen wie vernichten kann. Es ist reines Mittel. Deshalb kommt es darauf an, wie dieses Mittel benutzt wird. Jedes Werkzeug trägt seine Abzweckung schon in sich. Ein Schlüssel taugt fürs Schloß, ein Hammer für den Ambos, das Geld für alles. Um dieser Freiheit unbegrenzter Möglichkeiten willen ist das Geld so mächtig, so gefährlich und so segensreich. Nur der vollkommene Charakter wird Herr dieses blinkenden Metalls. Es ist die Probe des Einzelnen und der Völker. Stets wird der Ernst der Mahnung und Warnung in der Benutzung dieses Machtmittels von unentbehrlichem, entscheidendem Wert für die sittliche Entwicklung des Einzelnen bleiben. — Kehren wir von da zu

der Frage zurück, ob der Pfarrer ein Recht hat, sich an den Bestrebungen zur Lohnaufbesserung zu beteiligen, so antworte ich ja. Nämlich sobald er bewußt den Unterschied der alten christlichen Ethik und der modernen christlichen Ethik macht. Gleichzeitig muß er anerkennen, daß das sittliche Ideal verschiedene Ausprägungen ermöglicht. Wer tatsächlich ein Leben in Entbehrung als seine Lebensaufgabe betrachtet, wird durch das stete Beispiel der Herrschaft über alle menschlichen Bedürfnisse einen ebenso unentbehrlichen Beitrag zur Lebensführung leisten. Es ist etwas Großes, dem Kulturmenschen zu Bewußtsein zu bringen, wie wenig Bedürfnisse der Mensch eigentlich zu haben braucht und daß die Seele nicht vom Komfort abhängt. Nur muß man nicht meinen, daß solches Leben der Entbehrung für die sittliche Entwicklung nicht Gefahren gleich schwerer Art in sich schlösse. Sie sind anders, aber nicht geringer. Die moderne christliche Sittlichkeit sieht in der Kultur ein Gut nicht um der einzelnen Güter willen, sondern um der lohnenden Arbeit willen, welche es ermöglicht, Tausende von Menschen mehr zu ernähren, als eine kulturlose Epoche. Durch die Vermehrung des Menschengeschlechts wird die Mannigfaltigkeit des menschlichen Typus und damit auch die Möglichkeit verschiedener sittlicher Stufen und Entwicklungsreihen geschaffen.

Lohnerhöhung ist deshalb von sittlichen Gesichtspunkten aus zu erstreben, ihre Forderungen zu unterstützen. Not lehrt beten, heißt es, aber dauernde, unabsehbare Not heißt verrohen. Geld macht nicht glücklich, aber Elend und Armut ebenso wenig; darum gilt es gesund zu urteilen. Der Pfarrer darf Lohnerhöhungen gegenüber nie in den Ton der pharisäischen Zurechtweisung verfallen. Wohl aber eins: zur rechten Verwertung des Lohns zu helfen, das ist seine Aufgabe. Man hat gegen die Verkürzung der Arbeitszeit vorgebracht, daß dann die Leute nur noch länger im

Wirtshaus sitzen. Einige ja; die Masse nie. Wer die längsten Arbeitszeiten hat, verfällt am frühesten dem Wirtshaus. Was soll er mit dem bischen Tag noch anfangen. Das Hirn ist zu stumpf, die Arbeitskraft ausgegeben; bleibt die Betäubung. Ähnlich bei den Beweisen gegen die Lohnerhöhung. „Noch mehr Geld zum Vertrinken?" Gewiß, einzelne werden das tun. Besonders die Frage der jugendlichen Löhnung ist eine sehr schwerwiegende. Aber woher kommen denn die großen Einlagen der Sparkassen oder die großen Vermögen der Arbeiterorganisationen, die sich wiederum in ihrer Art dem Bankkapital zur Verfügung stellen? Doch nicht aus dem Wirtshaus. Für viele oder die meisten sind derlei Reden nur Vorwand, nichts vom eigenen Profit abgeben zu müssen. Der besser bezahlte Arbeiter hält auf sich. Jedes Standesbewußtsein erfordert eine gewisse materielle Grundlage. Von solchen großen Gesichtspunkten aus muß man sich nicht durch einzelne Mißklänge, Schädigungen, Laster, die tatsächlich vorkommen, verärgern lassen. Das ist die beste Volkswirtschaft, die aus hunderttausen Kanälen gespeist wird; wo nur wenige große Flüsse strömen, ohne daß sie sich auf Wiese und Weide verzweigen, da ist ihr Segen gering.

## § 12.

## Organisation.

Alles organisiert sich. Es ist geradezu beängstigend, zu sehen, wie auch das, was nicht zur ehrlichen Nahrung und Hantierung zählt, rein um der Organisation willen Beachtung verlangt. Freilich von der Notwendigkeit der

Organisation sollte man wirklich nicht mehr nötig haben zu sprechen. Die Vorteile liegen nicht bloß auf materiellem Gebiet. Syndikate und Ringe sind trotz vieler Anfeindung gesündere Gebilde im Vergleich mit den Zuständen, die durch sie abgelöst wurden. Gewerkschaften und Genossenschaften sind aus dem Bild unserer Wirtschaftslebens gar nicht mehr auszuschalten. Aber wir reden hier von der sittlichen Gestaltung des Volksganzen. Das gesamte Urteil wird auch da immer lauten müssen: der Weg zur sittlichen Hebung des Einzelnen und der geistige Aufstieg der Massen geht stets durch die Organisation. Sie ist Schule und Erziehung. Mögen ihr noch so viel Mängel anhaften, mag man mit ihrem Endziel gar nicht einverstanden sein, — die Zukunft wird auch der deutschen Arbeiterbewegung danken, daß sie durch ihre Organisationen das Arbeitermaterial gehoben hat. Nicht Sozialisten dieser oder jener Färbung, nicht bloß Arbeitgeber vom Schlag eines Abbé, sondern weithin in unserer wirtschaftenden und politischen Welt ist nachgerade die Anschauung befestigt, daß der nichtorganisierte Arbeiter für die Dauer eine größere Gefahr der volkswirtschaftlichen Arbeit bedeutet, als der organisierte.

Aber in welche Organisationen soll der Pfarrer mit seinem Einfluß raten einzutreten? Alle Organisationen abgesehen von den eben jetzt aufkommenden sog. gelben Gewerkschaften halten an dem Streik als letzter möglicher Waffe fest. Diese gelben Gewerkschaften werden rein durch versicherungstechnische, also bloß materielle Vorteile zusammengehalten. Welche politischen Hintermänner die Bewegung leiten, wissen wir. Es ist ein seltsames Gemisch. Es geht uns hier nichts an. Wer an einer sittlichen Selbständigkeitsbewegung interessiert ist, wird nie eine Bewegung gut heißen können, welche lediglich durch pekuniäre Vorteile zusammengehalten wird. Das Kassenwesen darf nie zum Selbstzweck einer großen Organisation werden,

welche etwas auf ihre Haltung gibt. Sonst ist sie geradeso „mammonistisch" gestimmt, wie das „Kapital." Alle andern Organisationen stellen in erste Linie die Hebung der Arbeiterklasse durch Verbesserung des Arbeitsverhältnisses, der Bildung und Erziehung; der Streik als letzte Waffe steht ausdrücklich in ihrem Programm. Denn ohne die Möglichkeit der Arbeitseinstellung haben sie ja nie die Macht, ihre Rechtsansprüche zu verteidigen. Dreierlei Organisationen stehen nebeneinander in Deutschland: die (sozialdemokratischen) Gewerkschaften, die christlichen Gewerkschaften und die Hirsch-Dunkerschen. Die Größe der einzelnen Verbände bestimmt hier die Reihenfolge. Wohin soll nun ein Pfarrer, wenn er gefragt wird, seinen evangelischen Arbeitern raten zu gehen? Die evangelischen Arbeitervereine als geschlossene Organisation scheide ich hier aus. Sie sind ihrerseits für ihr Tun und Lassen verantwortlich. Es kommt mir nur darauf an, wie der Pfarrer sich im Einzelfall zu stellen hat. Legt man an die Gewerkschaft den Maßstab an, daß sie allen politischen und religiösen Strömungen gegenüber neutral sich verhalten soll und nur den wirtschaftlichen Standesbestrebungen zu dienen hat, so entspricht die Hirsch-Dunkersche Bewegung sicher am meisten diesem Ideal. Die freien Gewerkschaften sind eingestandenermaßen eng mit der Sozialdemokratie, die christlichen tatsächlich mit dem Zentrum verbunden. Nur muß zugegeben werden, daß technisch betrachtet die Hirsch-Dunkerschen bisher wenig Anziehungskraft auszuüben im Stande waren. Ihre Verwaltung war zu undurchsichtig und ihr Geschäftsgang zu schleppend; auch lähmte sie die allmählich vollständig verkehrte Anschauung von der Harmonie zwischen Arbeit und Kapital, einer Anschauung, in der eine zukunftsreiche Wahrheit steckt, die aber als Beschwichtigungsmittel, statt als Stärkungsmittel gebraucht wurde. Die evangelischen Arbeiter werden hier in diesen Vereinen jedenfalls ihrer-

seits auch Leben wecken können und so zusammen mit dem alten Bestand zur Durchbildung und Erneuerung des Ganzen beitragen. Will einer wählen zwischen dem Beitritt zur freien oder christlichen Gewerkschaft, so hängt dies m. E. von einer einfachen politischen Erwägung ab. Ist es wertvoller, die freien Gewerkschaften durch einen Masseneintritt evang. Arbeiter zur Neutralität und damit zur Lösung des politischen Bandes mit der Sozialdemokratie zu zwingen? oder ist es wertvoller, die christlichen Gewerkschaften durch den gleichen Eintritt evangelischer Elemente zur Neutralität und damit zur Lösung des politischen Bandes mit dem Zentrum zu zwingen? Je nachdem die Gefahr eingeschätzt wird, entscheidet sich die Beantwortung der Frage. Ich kann freilich grundsätzlich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir Evangelische unserer Sache ein Armutszeugnis ausstellen, wenn wir unsern evangelischen Männern nicht die nötige Tapferkeit zutrauen, ihren Standpunkt in anders gesinnten Kreisen zu verteidigen. Und es handelt sich nicht einmal um Vertretung des eigenen Glaubens, sondern um die Abwehr der Versuche, überhaupt Glaubensfragen mit Gewerkschaftsfragen zusammenzumengen.

Die Gewerkschaftsfrage interessiert nicht allein von dieser Seite aus. Es handelt sich darum, daß der Pfarrer jede Gelegenheit benutzt, mit diesen Arbeitern Fühlung zu bekommen, mögen sie irgendwo organisiert sein, sobald es sich um allgemeine Bildungsfragen handelt. Die Pädagogik der Gewerkschaften ist wenig ausgebildet. Auch die Bildungsfrage wird zu wenig berücksichtigt. Desto dankbarer muß ein Pfarrer sein, wenn ihm Gelegenheit geboten wird, in diesen Kreisen über allgemeine Fragen der Welt- und Lebensanschauung mitzusprechen. Er braucht nicht Referate halten, aber mit diskutieren. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß man dadurch oft viel mehr gewinnt, als man gedacht hat, gewinnt für sich selbst sein Denken und

Empfinden. Über Alkoholismus, oder sexuelle Fragen, über das weite Gebiet der Geschichte und Religion kann man unendlich viel mitteilen. Dessen soll sich der Pfarrer freuen. Freilich muß seine Arbeit ohne jeden parteipolitischen Hintergedanken geschehen. Er muß chemisch rein von Bekehrungsversuchen sein. Tut er so die Arbeit, dann wird er Freude haben und Freude machen. Man soll sich auch nicht zu gut für solche Arbeit vorkommen. Die Presse empfinden manche unter uns als lästige Macht. Ist es nicht ein gut Stück Bequemlichkeit, daß wir keine neuen Bahnen unserer Tätigkeit suchen wollen und uns lieber mit den kranken, als mit den gesunden Menschen beschäftigen? Wenn wir dem Einfluß der Presse die Spitze bieten wollen, müssen wir ihre treffliche Technik uns aneignen. Mit allem, was den Menschen von heute innerlich beschäftigt, sollen wir auf dem Laufenden sein. Sonst sind wir tatsächlich „rückständig" und können den Menschen weniger bieten, als andere Kreise. Wohlgemerkt handelt es sich mir nicht um die Pflege der Vielwisserei oder um die Virtuosität, über alles etwas sagen zu können. Nur in Fragen der Weltanschauung und der Lebensauffassung muß der Pfarrer vollständig beschlagen sein. Die Apologetik, die innerhalb der Arbeiterwelt getrieben wird, hat auch jeden autoritären Ton zu meiden. Man gewinnt vielmehr durch die Tatsache, daß die Zuhörerschaft etwas davon empfindet, wie man geistig vorliegenden Fragen gewachsen ist. — Solche Arbeit an Vereinigungen denke ich mir ganz allgemein. Ob es ländliche Bildungsvereine, oder ausgesprochene Gewerkschaften sind: das verschlägt nichts. Der Pfarrer soll keine Gelegenheit vorübergehen lassen, wo er mit seiner geistigen, nicht geistlichen Bildung dient. Er wirbt damit nicht für die Kirche oder gar Kirchengehen, sondern für die Vergöttlichung der Welt und ihren Aufbau zum „Reich Gottes."

## § 13.

## Streik.

Der Pfarrer in Industriegemeinden muß heutzutag besonders in Streikzeiten auf dem Posten stehen. Schlimm, wenn er von einem Streik in dem Sinne überrascht wird, daß er nicht schon vorher sich über die allgemeinen sittlichen Fragen klar wurde, die in solchem Falle auf ihn und die Gemeinde einstürmen. Schlimm, wenn er den einzelnen Streik mit seinen tausenden von Begleitumständen nicht unterscheiden kann von dem Streikproblem als solchem. Mit anderen Worten: der Pfarrer muß sich über die Streikfrage grundsätzlich klar sein und er muß im einzelnen Streik Stellung nehmen können, ob sie für oder wider oder vollständig neutral ausfällt.

Die grundsätzliche sittliche Stellung ist verhältnismäßig einfach. Der Streik ist das letzte und äußerste Mittel im Kampf um die Existenzbedingungen, welches die Arbeiterorganisationen haben. Eine Arbeitervereinigung für recht und gut halten, ihr aber nicht zugleich das Recht der Arbeitseinstellung und der Verabredung zur Arbeitseinstellung gewähren, ist ein Messer ohne Griff. Die selbstverständliche Folge des freien Arbeitsvertrags ist auch die Kündigung dieses Vertrags. Darüber sollte man gar keine weiteren Worte verlieren müssen. Freilich steckt gerade den Pfarrern die alte patriarchalische Auffassung vom Herrn und Knecht nach der Haustafel und dem lutherischen Gedankengang so sehr im Blut, daß es einer wirklich neuen Grundlegung der sittlichen Begriffe bedarf, um hier klar zu sehen. Hier kann nur soviel gesagt werden: der moderne Arbeiter, der sein ganzes Leben lang keine andere Aussicht hat, als Arbeiter zu bleiben, ist eine neue Figur der Wirtschaftsgeschichte. Die proletarische Stimmung dieser Klasse rührt

daher, daß die Konzentration der Arbeitswerkzeuge heute wesentlich eine Leistung des Kapitals geworden ist. Wer kein Kapital hat, ist grundsätzlich von der Möglichkeit, an die Arbeit selbst heranzukommen, viel entfernter, als früher; die Werkzeuge zur Arbeit sind nicht mehr sein persönliches Eigentum. So hat er nur das rohe Urwerkzeug, die leibliche Arbeitskraft, zur Verfügung. Mag man diese auch noch so hoch einschätzen und sie durch sittliche und geistige Tüchtigkeit noch so sehr gehoben werden, tatsächlich sinkt der Wert des Menschen innerhalb der großen Volkswirtschaft, sobald er die arbeiterleichternden Werkzeuge nicht mehr im eigenen Besitz haben kann. Die Maschine in ihrer Vervollkommnung, mit ihrer vielgestaltigen Voraussetzung vom mathematischen Forscher bis zum Erfinder und dann wieder bis zum Konstrukteur, hat sich zwischen den Arbeiter und den Arbeitsstoff gedrängt. Dieses unpersönliche Verhältnis hat die unpersönliche Arbeitermasse auf der einen Seite und das unpersönliche Unternehmen auf der andern Seite geschaffen. Selbstverständlich ist die Individualität des Menschen nicht ausgeschaltet; im Gegenteil es ist ihr noch viel mehr Anreiz zur glänzenden Erprobung in Kraft gegeben. Aber diese Erprobung wird immer schwieriger, eben weil die durchschnittlichen Verhältnisse unpersönlich geregelt werden. Es ist deshalb eine sentimentale Vorstellung, die aber viel Schaden anrichten kann, daß man den Dienst der Arbeiter einfach als persönlichen Gehorsam, gar noch als schuldigen Gehorsam auffaßt. Auch der Gehorsam ist unpersönlich geworden. Disziplin bedarf man; an ihr darf nicht gerüttelt werden. Aber die Disziplin wird um der Sache willen verlangt, um des technischen Erfolgs willen gefordert, nicht aus persönlichen Rücksichten der Verpflichtung oder des rücksichtsvollen Danks. Sie gilt dem Geschäft, nicht dem Geschäftsinhaber, dem vielleicht das Geschäft gar nicht gehört. Daß bei dieser Umwandlung viele sittlichen Werte

von großer Bedeutung verloren gegangen sind, soll gar nicht bestritten werden. Eine Klage darüber ist aber töricht. Vielmehr reizt die Tatsache nur zur Anknüpfung neuer sittlicher Gedanken an die geänderten geschäftlichen Verhältnisse.

Da der Arbeiter im Arbeitsvertrag nur seine persönliche leibliche Arbeitskraft anzubieten im Stande ist, hat er das selbstverständliche Recht, sie nicht unter Preis abzugeben, wenn es die Notwendigkeit nicht erheischt. Dieses Recht wird zur Pflicht, nicht nur sofern der Arbeiter eine Familie versorgen soll, sondern einfach weil er Kameraden hat. Ihnen gegenüber darf er nicht zum Preisdrücker werden. Wenn jede Ware preiswert verkauft und nicht verschleudert werden soll, so sicherlich in erster Linie die Ware Arbeitskraft. Werden die genügenden Löhne nicht bezahlt oder ist das Arbeitsverhältnis aus andern Gründen nicht erträglich, so steht dem Arbeiter das Recht der Lösung des Verhältnisses gerade so zu, wie dem Arbeitgeber. Der letztere übernimmt ja auch keine gesamte Verantwortung für den Arbeiter; er begrenzt seine Verpflichtungen im Arbeitsvertrag. Ebensowenig hat der Arbeiter allgemeine Rücksichten übernommen; er übernimmt seine Pflichten in demselben bestimmten Arbeitsvertrag. Bis hierher wird jeder zustimmen. Das Recht des Einzelnen, die Arbeit niederzulegen, leuchtet ein. Nur vor der Folgerung verschließt man sich leicht, daß die einzelnen Arbeiter sich gemeinsam verabreden und durch geschlossene Arbeitsniederlegung einen Druck auf den Arbeitgeber ausüben. Der Arbeitgeber hat aber ebenso seine Vereinigung, welche die Arbeitsverhältnisse im Interesse des Lohngebers beeinflußt; er übt in der geschlossenen Macht von vornherein eine größere Gewalt aus, da auf dieser Seite das Kapital liegt. Darum kann das Recht zum Streik aus sittlichen Gründen nicht angefochten werden.

Selbstverständlich bleibt er das äußerste Mittel. Wo

es leichtsinnig in die Hand genommen wird, zerstört es wirtschaftliche und sittliche Kraft. Gerade die Aufgabe der materiell nicht interessierten Intellektuellen ist es, um der Volkswirtschaft und der sittlichen Grundsätze willen auf Selbstzucht und Überlegung hinzuarbeiten. Solches Nachdenken finden wir aber in den Organisationen der Arbeiter viel mehr, als bei Nichtorganisierten. Überall wird bezeugt, daß die Streiksucht bei den „wilden" herrscht, aber nicht bei Wohlorganisierten. Daher kommt, daß die internationale Streikstatistik für Deutschland immer noch verhältnismäßig günstige Zustände nachweist. Auch wenn man die verwickelte Schwierigkeit einer solchen Statistik zugibt, stellt sich doch heraus, daß in Deutschland weniger gestreikt wird, als in andern Ländern. Diese Tatsachen sollen die Lust zum Streik nicht anreizen, sondern das besonnene Urteil stärken. Die große moderne Tarifbewegung muß gerade von den Pfarrern unterstützt und gefördert werden, nicht durch Ausarbeitung technischer Details, aber durch steten Hinweis auf den Segen geordneter Arbeitsverhältnisse. Weniger Geschulte, nur von Idealen Getragene erträumen freilich von dieser wachsenden Tarifbewegung das Ende jedes sozialen Kampfs. Das heißt übertriebene Vorstellungen nähren. Es stört nur den gesunden Gang der Entwicklung, wenn man einem einzigen Mittel die Gesundung des sozialen Prozesses im allgemeinen zumutet. Zudem muß man sich klar sein, daß die besten und haltbarsten Tarife dort abgeschlossen werden, wo starke Organisationen sie tragen und der Beruf beiderseitig womöglich lückenlos zusammengeschlossen ist. Tarife machen Organisationen nicht überflüssig, sie erfordern sie geradezu. Also muß der Sozialethiker geradezu um der friedlichen Tarifbewegung willen die Organisation stärken. Den Frieden hält nur, wer stark genug ist, den Friedensbrecher zu bestrafen.

Größere Schwierigkeiten birgt die Frage der Arbeitswilligen. Hier setzt meist die Parteileidenschaft ein und deshalb muß der Pfarrer, dem es um die Pflege sittlicher Werte im Gemeinwesen zu tun ist, hier von vornherein klar sehen, um anderen zum nüchternen Urteil zu helfen. Die Streikbrecher setzen sich aus verschiedenen Elementen zusammen. Es sind teilweise sittlich recht bedenkliche Menschen. In geordneten Verhältnissen würde sie kein Meister einstellen. Man frage nur einmal herum, um den Charakter der Leute unparteiisch kennen zu lernen. Daneben stehen andere, die aus reinem Egoismus heraus Geld zu machen bereit sind. Was geht sie der Kamerad an? Was kümmern sie sich um das Werk? Im Herzen denken sie über den Arbeitgeber genau so, wie die Streikenden; aber der Taler lockt. Es sind die habsüchtigen Verräter. Sie zu schützen ist keine Aufgabe der Gesellschaftsordnung, die auf sittliche Menschen rechnet. Weiter begegnen wir fremden Völkern. Da kommen Polen, Kroaten, Rumänen, Serben. Sie stehen noch auf sehr niederer Stufe der Zivilisation. Hier kehrt sich die Frage sehr oft um und wendet sich gegen die Arbeitgeber. Liegt es im nationalen Interesse, durch solche Unterbietung den deutschen Arbeiter zu zwingen, zu schlechteren Lohnbedingungen zu arbeiten? Endlich finden wir Leute, die aus bitterer Not arbeiten. Es kann Familienverhältnisse geben, in denen das Opfer, das eine Gewerkschaft von den Einzelnen verlangt, zu groß wird. Besonders alte und kränkliche Leute, die sonst einfach am Wege liegen bleiben, weil kein Arbeitgeber sie nimmt, können in solchen Fällen noch etwas erhaschen. Bei all diesen Klassen der Arbeitswilligen — und das ist die überwiegende Mehrzahl — wird das sittliche Urteil stets sehr zurückhaltend, oft unmittelbar und offen verurteilend lauten müssen. Nur wo einer aus Überzeugung sich den Kameraden nicht anschließt, wo er sich reiner Zwangsgewalt nicht unterwerfen will, oder wo er glaubt,

daß offensichtliches Unrecht geschieht, hat der Arbeitswillige sittliches Recht. Dieses Recht darf ihm dann nicht gekrümmt und verkürzt werden. Charakter beweist sich nicht nur in der Solidarität, sondern ebenso in der Eigenart. Wo diese auf sittlicher Überzeugung und nicht auf rechthaberischem Eigensinn beruht, muß die Arbeiterschaft um ihres eigenen sittlichen Charakter willen solche Arbeitswillige vollständig in Ruhe lassen, ja achten. Die öffentliche Meinung soll deshalb allmählich in der Richtung beeinflußt werden, daß das Urteil über die Arbeitswilligkeit nicht im Bausch und Bogen gefällt wird. Gerade um der sittlichen Kraft der Arbeiterbewegung selbst willen muß hier unparteiisch vorgegangen werden. Die Arbeitswilligkeit ist in den wenigsten Fällen ein Zeichen höherer sittlicher Kraft und der Staat wird daraus seine Folgerungen zu ziehen haben. Streiks der Ärzte oder anderer „höherer" Stände können vielen die Augen öffnen. Jetzt haben sich z. B. alle Ärzte in Wiesbaden mit ihrem Kollegen solidarisch erklärt, der um sozialdemokratischer Stimmabgabe willen von der Postdirektion als Postarzt gekündigt war. Der Ort wird von der Leipziger Zentrale aus für die Ärzte gesperrt. An solchen Musterbeispielen lerne man über Streik und Arbeitswilligkeit urteilen.

Nachdem wir den Streik von der einen Seite des Arbeiterrechts beurteilt haben, ist es ebenso notwendig, daß wir die andere Seite mit dem gleichen Ernst betonen. Streik ist Krieg. Im Krieg gehen unendlich viel materielle und sittliche Werte verloren. Streiks erschüttern auf die Dauer das volkswirtschaftliche Gebäude in seinen Grundfesten. Die Verantwortlichkeit für den Streik muß wachsen. Es ist zwar nicht an dem, daß durch jeden Streik mehr verloren wie gewonnen wird. Die Summen der augenblicklichen Lohnausfälle müssen mit dem gewonnenen höheren Arbeitsverdienst später verglichen werden. Aber wenn auch

der einzelne Beruf vielleicht gewinnt, die gesamte Volkswirtschaft hat doch verloren. Jedesmal wird durch die Kampfesstellung das Bewußtsein der Gemeinsamkeit des Betriebs vermindert, vielleicht empfindlich gestört oder zerstört. Je enger das ganze Gewebe des wirtschaftlichen Schaffens sich zusammenschließt, desto empfindlicher werden die Wirkungen eines einzigen Streiks auf das Ganze. Darum ist die höchste Steigerung des Verantwortlichkeitsbewußtseins nötig. Zum Schauplatz reiner Kraftprobe in Aussperrung oder Streik ist uns die Volkswirtschaft zu gut. Sie darf nicht zum Spielzeug zwischen Arbeitern und Unternehmern werden. Die sittliche Würde des Ganzen und der Wert des geordneten Schaffens muß in erster Linie stark empfunden sein. Wenn die Streiks zur Gewohnheit werden und an jedem Ende ausgesperrt oder gestreikt wird, so verliert die öffentliche Meinung den Sinn für die Wichtigkeit des Kampfs. Sie beurteilt ihn dann schließlich mit Recht als eigensinnige Unzufriedenheit, die einfach streiken will, um zu streiken. Der Pfarrer einer Industriegemeinde wird den größten Nutzen aus volkswirtschaftlichen Studien ziehen, um Streikgefahr und Streiknutzen abschätzen zu lernen.

Über die Haltung im einzelnen Fall kann nichts gesagt werden. Es kann die Kirche freuen, wenn ihre Pfarrer zum Schiedsgericht beigezogen werden. Stets liegt darin ein großes Vertrauen, das die Kirche nicht im Überfluß genießt. Sie darf es aber auch nicht beklagen, wenn ihre Pfarrer hierzu nicht oft in Anspruch genommen werden. Denn es gehört viel Einzelkenntnis zur Entwirrung solcher Streitlagen. Der Pfarrer wirkt gut, wenn er auf eine offizielle Vermittlung durch obligatorisches Einigungsamt hinarbeitet. Ob er etwas öffentlich zum Streik sagt oder nicht, das hängt von den einzelnen Umständen ab. Allgemeines läßt sich gar nicht bestimmen. Nur vergesse man nicht, daß der Weg in die Arbeiterversammlung oder ins Kontor des

Fabrikherrn oder Meisters zur persönlichen Aussprache unter vier Augen oft mutiger und wahrhaftiger ist, als öffentliches Auftreten. Freilich hat man es gegenwärtig meist nicht mit Personen, sondern mit Aktiengesellschaften oder Gruppen zu tun und hierfür kann weder der einzelne Direktor noch der einzelne Arbeiter verantwortlich gemacht werden. Alles in allem: man stärke das Verantwortlichkeitsgefühl und erwecke und stärke den Sinn für das Ganze, für das volkswirtschaftliche Interesse. Die Volkswirtschaft bleibt das oberste Gesetz jeglicher materiellen Wohlfahrt.

## § 14.

## Wie soll sich der Pfarrer zur Sozialdemokratie stellen?

Die ganze Fragestellung gehört streng genommen nicht in den Rahmen unseres Buchs. Denn die Sozialdemokratie ist eine politische Partei wie die übrigen auch und wir haben es nicht mit der politischen Stellungnahme des Pfarrers, sondern mit seiner sozialen Betätigung und Auffassung zu tun. Allein einerseits sind die sozialen Fragen von dieser politischen Partei in den Mittelpunkt ihres Programms gerückt und andererseits begegnet man überall gewollt oder ungewollt der Ansicht, als würde die Stellung zur Sozialdemokratie die gesamte Haltung eines Staatsbürgers, also auch des Pfarrers bezeichnen. Gerade diese letztere Auffassung wirkt verhängnisvoll. Man lebt nie vom bloßen Widerstand. Viele Staatsbürger von heute

meinen aber, daß sie in sozialen Dingen genug getan hätten, wenn sie kräftig auf die Sozialdemokratie schimpfen. Man hat sich leider in manchen Kreisen Deutschlands mehr daran gewöhnt, die Sozialdemokratie zu überschreien, als sie zu überwinden. Hier kann der Pfarrer durch rührige und besonnene Art am meisten wirken. Er muß zum politischen Denken, nicht zum politischen Geschwätz erziehen; solches macht sich auf Seiten mancher Sozialistengegner gerade so breit, wie auf Seiten der Sozialdemokraten selbst. Wenn der Pfarrer einfach die üblichen Redensarten im Kampf mit der Sozialdemokratie benutzt, so wird er auf die Dauer jeden Einfluß bei seinen sozialdemokratischen Gemeindegliedern verlieren. Wenn er dagegen versucht, vorurteilslos und sachlich sich auseinanderzusetzen, zwingt er selbst zu anderem Ton und gewinnt bald den Boden, auf dem er ernst genommen wird. Das soll er erreichen, ernst genommen zu werden. Würde man bei uns nicht jede Maßregel nur nach der Wirkung auf die Sozialdemokratie hin beurteilen, so würde man nicht nur die bürgerlichen Kreise von viel Angst befreien und sie zu eigener politischen Arbeit nötigen, sondern die Sozialdemokratie selbst würde an Glanz und Ansehen verlieren und ihre Zugkraft einbüßen.

Aber soll denn der Pfarrer die Sozialdemokratie überhaupt bekämpfen? Wir kennen in den übrigen Ländern Schweiz, Holland, England, Amerika ausgesprochene sozialistische Pfarrer. Wir sind überzeugt, daß sie in ihrer Art gerade so tüchtige Vertreter evangelischer Botschaft sind, wie nationalliberale oder konservative Pfarrer bei uns. Die Politik hat grundsätzlich nichts mit dem Evangelium zu tun. Wo man beides vermengt, gerät man entweder auf ultramontane oder auf staatskirchliche Irrwege. Politisch die Sozialdemokratie zu bekämpfen hat deshalb nur der politische Pfarrer das Recht. Der Pfarrer soll aber nicht

nebenamtlich die Geschäfte irgend einer politischen Partei durch Bekämpfung allein der Sozialdemokratie besorgen. Fühlt er in sich den Beruf, öffentlich eine politische Auffassung zu vertreten, dann tue er es; dann wird er von da aus das Recht bekommen, sich politisch mit der Sozialdemokratie auseinanderzusetzen. Aber als Pfarrer hat er zunächst keine Verpflichtung, sich mit den politischen Idealen der Sozialdemokratie zu befassen, ebensowenig wie ihm jemand als Pfarrer zumuten darf, sich mit freisinniger Volkspartei oder konservativen Parteiforderungen zu beschäftigen. Wenn ein Pfarrer dagegen den starken Drang empfindet, seine politischen Rechte als Staatsbürger in der Gemeinde geltend zu machen, sind wir der Überzeugung, daß ein politischer Kampf gegen bestimmte in der Gemeinde vertretenen Parteien möglich ist, trotz der seelsorgerlichen Aufgabe, allen in der Gemeinde etwas von geistigem Leben zu bieten. Freilich gehört dazu sehr viel Takt und feines Empfinden. Es hängt auch an der Zahl der Geistlichen. Je weniger Pfarrer in der Gemeinde sind, desto schwerer ist eine abweichende Haltung. Steht man ganz allein oder mit vielen zusammen, so erleichtert sich die Sache. Der geistig fortgeschrittenere Teil der Gemeinde erträgt es leichter, wenn der Pfarrer seine politische Überzeugung auch dort vertritt, wo sie von jedem Bürger vertreten werden muß, in der Öffentlichkeit, als wenn er sie nur in der Stille, aber doch aktiv bei allen Wahlen zum Ausdruck bringt. Ein politischer Kampf speziell mit der Sozialdemokratie braucht nicht notwendig die Herzen der sozialdemokratischen Gemeindeglieder zu versperren. Im Gegenteil; wenn dieser Kampf vornehm in der Form geistiger Auseinandersetzung geführt wird, empfinden gerade die politisch anders denkenden etwas von der Ehrlichkeit der Gesinnung, die sich auf verschiedenen Gebieten geistigen Lebens mit den andern messen will. Trotz alledem werden die politischen Pastoren

in dem Sinn, wie wir es hier skizziert haben, in der Minderheit bleiben — eine Folge einseitig kirchlicher Erziehung. Der Pfarrer würde im Parlament gezwungen, Politik, nicht Kirchenpolitik zu treiben. Das wäre gesund; denn Kirchenpolitik ist schlimmer als staatliche Politik, wenigstens die Art, wie sie heutzutag betrieben wird. So würde es um des Pfarrerstands nicht weniger zu wünschen sein, als um der Höhe des parlamentarischen Tons willen, wenn es mehr politische Pfarrer gäbe.

„Aber," sagt man, „die politischen Gedanken der Sozialdemokratie treten ja ganz in Hintergrund gegen ihre religiösen und sittlichen Grundsätze, die sie teilweise schon der Jugend beibringen. Hier liegt die größte Gefahr." Sobald Weltanschauungsfragen in Betracht kommen, hat allerdings der Pfarrer zuerst die Pflicht, sich zu äußern. Er wird auch überall auf dem Posten stehen, wo materialistische oder mechanische Weltanschauung den Sinn für die geistige und sittliche Vertiefung persönlichen Lebens gefährden. Insofern wird er auch gegen die Sozialdemokratie kämpfen, soweit sie Gedankengänge vertritt, welche dem religiösen Leben schaden oder sittliche Grundbegriffe unterhöhlen. Nur muß hier der Kampf klar gegen die Weltanschauung selbst geführt werden. Sie ist wahrhaftig kein Sondergut sozialdemokratischer Kreise, sondern weit über diese Kreise weg verbreitet. Der Pfarrer vergibt seiner Unparteilichkeit etwas, wenn er die materialistische Stimmung der oberen Kreise seiner Gemeinde, den engherzigen Erwerbssinn der mittleren Kreise nicht tadelt, nur um gegen die Sozialdemokratie desto schärfer auftreten zu können. Er verdirbt sich dadurch jede Tätigkeit an denjenigen Gemeindegliedern, die der sozialdemokratischen Partei angehören; noch mehr, er verdirbt sich die Wirkung seines berechtigten Kampfes um die religiöse Weltanschauung, wenn er die Gegner der Religion nur in einem einzigen Lager

sucht. Vor allem muß der Pfarrer, wenn er sich mit der ökonomischen Geschichtsauffassung der Sozialdemokratie in einen Kampf einläßt, klar scheiden zwischen der materialistischen Stimmung, in der diese Methode geschaffen wurde, und ihrer wissenschaftlichen Brauchbarkeit. So stark die erstere zurückgewiesen werden muß, so dankbar müssen die Anregungen anerkannt werden, welche durch diese Methode der historischen Forschung gegeben wurden. Noch gewissenhaftere Prüfung verlangt der Kampf um sittliche Auffassungen. Gerade der Pfarrer soll da auf hoher Warte stehen und stets eingedenk bleiben, daß sittliche Gebrechen vor keinem Stand und vor keiner Partei Halt machen. Über die durch Bebels Buch besonders ins Rollen gekommene Frage der modernen und zukünftigen Eheformen werden wir später sprechen. Es sei hier nur betont, daß der Pfarrer kein sittliches Recht hat, für Untergrabung der Ehe etwa die sozialdemokratische Partei allein haftbar zu machen. Ebensowenig soll er sich aber scheuen, auch dort, wo innerhalb dieser Kreise leichtfertig über sittliche Grundsätze geurteilt werden wollte, offen seine Meinung zu sagen. Der Kampf, den er hier zu führen hat, gilt vor allem der sittlichen Idee des Staates. Je treffender die Kritik ist, welche besonders von sozialdemokratischer Seite an dem vorhandenen Staat geübt wird, desto sorgsamer muß das Verständnis für die sittliche Größe des Staates selbst gepflegt werden. Der heilloseste Schaden, der angerichtet wird, ist der, daß die sittliche Würde des Staatsgedankens untergeht. Hier hat der Pfarrer die Pflicht, durch Einsicht und Tapferkeit für diesen Gedanken als leitende Macht einzutreten. Nicht weil die Landeskirche mit dem Staat zusammenhängt, nicht in blinder Unterwerfung unter staatliche Maßregeln, nicht in einseitiger Bekämpfung einer einzigen Partei, sondern als einer, der allen, der dem Ganzen dient, wenn er die sittliche Macht des

Staatsgedankens fördert. Jeder, der den Staat zum Werkzeug seiner Privatinteressen erniedrigt, ist ein Feind des Staats. Diesen Feinden überall offen entgegenzutreten ist die Pflicht des Pfarrers, nicht als Angestellten, sondern als eines Mannes, der für den Bestand der sittlichen Ideen besondere Verantwortung trägt. Besonders die Jugend, die das künftige große Deutschland trägt, soll in diesem Sinn erzogen werden.

Gegenüber den einzelnen sozialdemokratischen Mitgliedern der Gemeinde regelt sich das Verhalten des Pfarrers sehr einfach. Wo der einzelne Sozialdemokrat in Frage kommt, habe ich nur mit ihm als Menschen zu tun. Die politische Anschauung eines Gemeindemitglieds kann nur Anlaß zu interessanter Unterredung geben; aber in der Stellung des Pfarrers zu ihm ändert irgend eine politische oder wirtschaftliche Stellung gar nichts. Wir sollten als Pfarrer froh sein, daß wir noch überall das Recht haben, den Menschen einfach als Menschen zu nehmen. Je mehr wir uns das angewöhnen, desto mehr kommen wir los von der kirchlichen, parteipolitischen und frommen Phrase. Wir müssen auch Wert darauf legen, daß die Sozialdemokraten gerade so Mitglieder unserer Gemeinde sind, wie die andern, so lange sie nicht austreten. Wenn man sagt, sie machen aber keinen Gebrauch von der Kirche, so kennen wir Hunderte, die von der Kirche ebensowenig Gebrauch machen, die wir aber doch selbstverständlich zur Gemeinde zählen, vielleicht — weil sie hohe Kirchensteuer bezahlen. Diese sind kirchenrechtlich angesehen Mitglieder wie jene. Man kann mit kirchlichen Merkmalen nie die Tiefe der Frömmigkeit erforschen oder umgrenzen. Ins Herz kann kein Kirchenvorstand oder Konsistorium blicken. Deshalb ist es ganz in der Ordnung und gerecht, daß, wer die Beiträge für die Gemeinde leistet, auch zu ihr gehört. In diesem Steuergroschen liegt immer noch ein Band und solange

es der einzelne nicht zerrissen hat, so lange hat der Pfarrer kein Recht, es für zerrissen zu schätzen. Eben deshalb müssen wir die sozialdemokratischen Mitglieder unserer Gemeinden mit dem gleichen Recht als solche einschätzen. Sie kommen als Objekte der „Mission" in keinem andern Sinn in Betracht, wie jedes andere Glied der Gemeinde auch. Oder vielmehr, da wir grundsätzlich den Standpunkt verwerfen, wonach der Pfarrer „Missionar" in der „Welt", auch in der kirchlichen „Welt" sein soll, da wir vielmehr den Pfarrer ebenso wie die Gemeinde aus dem vollen Leben des göttlichen Geschehens in der Geschichte sich auferbauen lassen, so glauben wir, daß der Pfarrer eben aus dem Umgang mit all seinen Gemeindegliedern, mögen sie politisch gerichtet sein wie sie wollen, den reichsten Nutzen zieht, und ihn dann für die ganze Gemeinde wieder am besten verwerten kann. Noch hat die Sozialdemokratie programmatisch den Satz nicht gestrichen: Religion ist Privatsache. Wir kennen zwar all die Vorstöße von Führern und einzelnen gegen die Religion selbst; wir wissen von der Agitation weiter sozialdemokratischer Kreise zum Austritt aus der Landeskirche. Desto höher schätzen wir die Tatsache ein, daß die Partei als solche bis heute an ihrem rein politischen und wirtschaftlichen Charakter programmatisch festhält. Man sage nicht, dies Verhalten zeuge nur von kluger Taktik; die Sozialdemokratie wisse genau Bescheid, daß ihre Anhänger trotzdem die Religion wegwerfen können, wie einen alten Rock. Das mag großenteils richtig sein. Aber eben weil es nicht ganz richtig ist, dürfen wir unsererseits am allerwenigsten eine Folgerung ziehen oder gar abnötigen, gegen welche man sich dort selbst noch sträubt. Zudem müssen wir Pfarrer lernen, daß Feindschaft gegen die Kirche noch lange keine Feindschaft gegen die Religion ist. Wir protestantischen Pfarrer leben selbst von der stetigen Reformation der Kirche und müssen es begrüßen,

wenn sich der Unterschied von Kirchlichkeit und Frömmigkeit dem Empfinden scharf einprägt. In dieser Richtung hat die Forderung der Sozialdemokratie: Religion ist Privatsache ihr großes geschichtliches Verdienst.

Fassen wir zusammen: Der Pfarrer hat als solcher politisch oder volkswirtschaftlich sich mit der Sozialdemokratie auseinanderzusetzen, nur soweit er sich überhaupt politisch oder volkswirtschaftlich gründlich beschäftigt und öffentlich seine Stellung außerhalb des Gottesdiensts verteidigt. Die materialistische Weltanschauung hat der Pfarrer grundsätzlich zu bekämpfen, mag sie ihm begegnen, wo sie will. Wir sind der Überzeugung, daß die Taktik der Sozialdemokratie sich politisch als unfruchtbar erweist, und die volkswirtschaftlichen Anschauungen dieser Partei zwar viele Anregungen geben, aber zu einer einheitlichen Erfassung der ökonomischen Bewegung keineswegs hinreichen. Wir glauben, daß die gewerkschaftliche Bewegung nur dann ein entscheidendes Wort für die kommende Gestaltung der Wirtschaftsordnung werden kann, wenn sie sich von der politischen Taktik der Sozialdemokratie lossagt. Eine konsequente Kampfesstellung einer einzigen Klasse gegen alle übrigen in der Gesellschaft bedeutet tatsächlich auch im Fall eines Siegs nur eine Verschiebung der Macht von einer Klasse zur anderen, aber keine Beendigung der Klassenherrschaft als solcher. Darum muß die Vertretung der Standesinteressen, wie sie jetzt in Ring, Syndikat, Verband, Gewerkschaft, Verein alle einzelnen Kreise des Volkslebens zusammenschmiedet, stets den obersten Gedanken der Einheitlichkeit der Gesellschaft und der Volkswirtschaft festhalten. Sonst wird sie auf die Dauer zur Last, statt zur Triebkraft gesunder Entwicklung. Wir billigen deshalb den sozialdemokratischen Standpunkt weder politisch noch volkswirtschaftlich. Nur sagen wir, daß der Kampf dagegen nie auf die Kanzel gehört. Die Sozialdemokratie

ist aus der Kirche vielfach hinausgepredigt worden, weil ihre Mitglieder die Empfindung haben, daß der Pfarrer sie politisch oder volkswirtschaftlich bekehren will. Wenn der Pfarrer aber in der Predigt den „Grubenbaron" oder „Gutsherrn" nicht volkswirtschaftlich oder politisch bekehren will, dann lasse er das auch gegenüber dem „Sozialdemokraten". Selbstverständlich steht ihm das große Feld öffentlicher Tätigkeit gerade so offen, wie jedem Staatsbürger. Aber die Versuchung muß von grundaus überwunden werden, daß wir Pfarrer religiöse Gedanken als Mittel zum Zweck verwerten. Jede religiöse Ausführung, deren Zweck bewußtermaßen politischer oder volkswirtschaftlicher Art ist, ist verkehrt. Aus der religiösen Stellung werden sich über Politik und über Volkswirtschaft stets bestimmte sittliche Richtlinien ergeben; diese sollen mit aller Schärfe auch in der Predigt betont werden. Aber die Haltung und Stellung im einzelnen gehört in das Gebiet freier Auseinandersetzung von Mann zu Mann. In der Kirche hat bis heute nur der Pfarrer das Recht zu reden. Dieses Vorrecht ist groß, größer noch die Verpflichtung, die sich daran knüpft.

Die Sozialdemokraten haben ein ungeheures Mißtrauen gegen alles, was Pfarrer heißt, ausgesät. Diese Saat hat ihre Früchte reichlich getragen. Es wird einige Geschlechter brauchen, bis das Vertrauen wieder zurückgewonnen ist, wenn es überhaupt wieder erobert werden kann. Darin liegt der stärkste Aufruf an die Pfarrerwelt, die Sozialdemokratie nicht kirchenpolitisch, nicht politisch, nicht volkswirtschaftlich auszunutzen, weder im feindlichen noch im freundlichen Sinn, sondern gerade an dieser geschichtlichen Erscheinung zu lernen, den Menschen zu suchen. Wenn Jesus heute da wäre, würde er wenn er geladen wird, beim Großkapitalisten ebenso ein Essen einnehmen, wie beim Sozialdemokraten; er ging zu den kapitalistischen

Großpächtern der damaligen Zeit und zu dem Tagelöhner. Er suchte Menschen, und weil er diese suchte, fand er sie. Sie stecken überall, die Menschen, echte, große. Sie warten nur darauf, daß man an die rechte Tür klopft. Es ist jedesmal selige Stunde, wenn man Menschen findet. Das wirkt wie die Offenbarung der Jünger, daß sie des Menschensohn unter sich haben.

## 2. Im Verhältnis zum Arbeitgeber.

### § 15.

### Pfarrer und Unternehmer.

Leicht kann eine Spannung zwischen dem Unternehmer und dem sozial gesinnten Pfarrer eintreten. Der Unternehmer ist gleich bei der Hand, einen solchen Pfarrer als Sozialdemokraten zu verdächtigen. Der Pfarrer hinwiederum sieht in jenem oft nur den brutalen Egoisten, der möglichst viel Geld machen will. Wir wollen und können in diese Welt der Stimmungen nicht richtend hineingreifen. Nur die Motive auf beiden Seiten gilt es klar zu legen, um sich gegenseitig gerecht beurteilen zu lernen.

Da gibt es falsche Voraussetzungen auf beiden Seiten. Ich will beim sozial gerichteten Pfarrer beginnen. Er steht an sich auf anderer Linie, weil er Gehalt bezieht. Sein Lebensunterhalt ist den Schwankungen des Erwerbslebens in geringerem Grad ausgesetzt, als der des gewerbsmäßigen Unternehmers. Das Risiko ist auf dieser Seite ein weit größeres; es wächst, möchte ich sagen, mehr nach unten als nach oben. Je kleiner der Unternehmer ist,

der doch auf fremde Arbeitskräfte angewiesen bleibt, desto härter treffen ihn unmittelbar alle sozialen Anforderungen der Arbeiterklasse. Weil sein Gesichtskreis von vornherein ein enger ist, wird sich dies Unbehagen der Situation leicht in einer schroffen und rücksichtslosen Stellung gegenüber den Arbeitern ausdrücken, auf die er angewiesen ist. Das alles wird vom Gebildeten übersehen vor allem dann, wenn er sich nicht wegen der Höhe, aber wegen der Sicherheit seines Einkommens keinen Sorgen hinzugeben nötig hat. Es ist durchaus richtig, daß der kleine Meister in sozialer Rückständigkeit oft erheblich größeres leistet, als der Großunternehmer. Aber es ist begreiflich. Seine Zugeknöpftheit ist weniger ein Zeichen schlechten Willens, als pekuniärer Sorge für sich und seine Familie. Der Großunternehmer hat es bequemer sozial gesinnt zu sein. Wenn es hier an sozialer Wohlfahrt fehlt, so gibt es keine Entschuldigungsgründe. Jede soziale Wohlfahrt wirkt direkt rentabel. Diese Wirkung wird immer klarer und durchsichtiger, je größer der Betrieb ist. Das einzige, was den Großunternehmer bindet, ist die Rücksicht auf die Aktieninhaber. Diese Rücksicht, von der wir im nächsten Kapitel ausführlich handeln werden, ist allerdings grundsätzlich zu bekämpfen, sobald sie sich dem gesunden technischen Fortschritt in die Wege stellt. Zum technischen Fortschritt gehört aber nicht nur die Verbesserung der maschinellen Anlage, sondern vor allem Verbesserung der arbeitenden Menschen und ihrer Lage. — Berühren wir noch den andern Punkt, in welchem mancher sozial gerichtete Pfarrer umlernen muß. Es fehlt ihm oft die gerechte Würdigung des Erwerbsinteresses. Was beim Arzt oder Gelehrten als selbstverständlich erscheint, wird angefochten, sobald es uns beim Fabrikanten oder Architekten begegnet: die Freude am Gewinn und der Wille zum Gelderwerb. Selbstverständlich wachsen auf diesem Feld viele Sorten von Unkraut;

aber unrecht wäre es, wollte man verlangen, den ganzen Acker darum nicht zu bepflanzen. Es wächst innerhalb des freien Gelderwerbs viel sittliche Kraft. Wir müssen denken, daß die Zahl von Personen, die von fester staatlicher, kirchlicher oder kommunaler Anstellung lebt, gegenüber der Masse, die im freien Wettbewerb ihr Geld verdienen muß, verschwindet. Dadurch entgeht uns Pfarrern eine Reihe von Anlässen, sittliche Kraft zu erproben, was bei der Beurteilung der Erwerbsverhältnisse stets von uns in Rechnung gezogen werden muß. Endlich soll auch der sozial gesinnte Pfarrer offen zugeben, daß es leichter ist, seine Gebote der Wohlfahrt und sozialen Hebung aufzustellen und zu vertreten, als in täglichem Umgang mit Menschen verschiedenster sittlicher und geistiger Bildung, wie sie in der Arbeiterschicht vorkommen, solcher sozialen Haltung stets eingedenk zu sein. Die Behandlung unserer eigenen Dienstboten im Pfarrhaus kann uns oft einen Maßstab abgeben, ob wir uns selbst patriarchalischer Maßstäbe in der sozialen Behandlung innerlich und äußerlich tatsächlich entwöhnt haben, und wie weit wir für die wirkliche Betätigung großen sozialen Fortschritts im gegebenen Fall bei der Leitung eines Geschäfts oder einer Fabrik Geduld und Befähigung besitzen würden.

Auf der andern Seite müssen wir ebenso offen von den falschen Voraussetzungen auf Seiten des Unternehmers reden. Er hat eine souveräne Verachtung für das, was er „Theorie" nennt. Weil ihn jeder Tag mitten ins Leben hineinwirft, meint er an sich schon ein „praktischer" Mensch zu sein. Wie oft müssen wir sozial gerichtete Pfarrer es hören, daß wir eben nichts von der „Praxis" verstehen. Ich bin, nachdem ich eben unsere eigenen Fehler offen eingestand, so unbescheiden zu sagen, daß wir oft von der wirklichen Praxis mehr verstehen, als die, die sich das so einbilden. Ja wir verstehen vielleicht nicht, wies „gemacht wird",

weil das eben oft sehr schlecht gemacht ist. Die Praxis bewährt sich wahrhaftig nicht nach dem Zustandekommen eines einzelnen Geschäfts, oder nach den Erfolgen einiger Tage. Praktisch ist nur, was volkswirtschaftlich auf die Dauer sich bewährt. In dem Stück sage ich noch einmal, sind die Herrn „Theoretiker", die so verschrien sind, tausenden Unternehmern voraus. Denn jene „Theorie", vor der man sich in Unternehmerkreisen oft grault und vor der man graulen macht, sind feste und große Grundsätze. Solche mag man nicht. Man vergißt, daß augenblicklicher Vorteil noch lange kein Gewinn zu sein braucht, daß Raubbau an Material und Kraft vielleicht im Einzelfall nützt, aber volkswirtschaftliche Sünde ist, daß jede Vernachlässigung der technischen Kraft „Mensch", die eine Einheit sittlicher und physischer Kräfte bedeutet, sich am eigenen Stand und Erwerb bitter rächt. Es ist deshalb eine falsche Voraussetzung, wenn die Unternehmer meinen, die sozial gesinnten Pfarrer seien ihre Feinde. Ich sehe nicht nur die Notwendigkeit, sondern die Unentbehrlichkeit, ja den großen Segen des Unternehmerstandes vollständig ein; er ist geradezu der Schrittmacher für unsere volkswirtschaftliche Entwicklung. Ohne seine Energie, Opferwilligkeit, Arbeitskraft wäre nichts von fortschreitendem Getriebe möglich. Aber gerade diese großen Typen der Unternehmer sind nicht in der Mehrzahl. Sie leben dem Unternehmen, aber nicht ihrem privaten Egoismus. Sie leihen ihre Kraft der Volkswirtschaft, und nicht dem augenblicklichen Interesse. Solche Unternehmer heranzuziehen ist die Sehnsucht des sozial gesinnten Pfarrers. Er ist ein Feind des Unternehmers, der an seinem eigenen Standesbegriff gemessen klein und erbärmlich ist. Wie heutzutag die öffentliche Meinung an die Pfarrerwelt einen höheren Maßstab anlegt und aus ihrer Verachtung verschiedener Typen von Pfarrern gar kein Hehl macht —

wir sagen mit Recht! — so muß es auch der Unternehmerstand ertragen, daß man ihm stets das Bild dessen, was er werden soll, vorhält, und ihm solchen idealen Realismus zur sittlichen Pflicht macht. Es wird von begabten und tüchtigen Unternehmern selbst beklagt, wie sie sich von ihren eigenen Standesgenossen herabgezogen fühlen. Der Zweck jedes Unternehmens, das doch nur innerhalb eines Volkes gemacht werden kann, muß doch ganz selbstverständlich ein volkswirtschaftlicher sein. Geld zu machen ist nicht der letzte Sinn des wirtschaftlichen Getriebs, sondern Wohlfahrt zu erzeugen. Das Volk muß durch jedes neue Unternehmen auf eine höhere Stufe gehoben werden, dann hat es seinen Zweck erfüllt. Nicht pastorale Gesichtspunkte sind das, nicht idealistische Hirngespinste, sondern Tatsachen der volkswirtschaftlichen Entwicklung selbst. Wenn der sozial gesinnte Pfarrer in diesem Sinn den Unternehmern entgegentritt, ist er nicht ihr Feind, sondern ihr Freund, der die Fülle von Tatkraft, Gabe, Geduld, die in diesem Stand rege ist, nicht nutzlos vergeuden lassen will.

Unternehmer und Arbeiter gehören zusammen. Sie sind die erwerbenden Stände. Der Kapitalist leiht nur das Geld her, er arbeitet aber im eigentlichen Sinn nicht damit. Darum, weil die Volkswirtschaft in ihren Tiefen nur von Arbeit ernährt und getragen wird, bekämpfen es die sozial gesinnten Pfarrer, daß die Unternehmer und die Arbeiter sich gegenseitig im Kampf aufreiben. Gewiß haben sie immer noch ihre eigenen Interessen, jeder die seinen. Aber nach der Leistung für die Volkswirtschaft gemessen gehören sie zusammen. Heute sehen wir das Gegenteil. Die Unternehmerverbände meinen, sie müßten Herren im Haus bleiben. Und doch sind dieselben „Herren" so ohnmächtig, sobald sie ihren Geldgebern, den Bankherren und Aktieninhabern gegenüberstehn. Die Arbeiterverbände meinen, sie müßten die Unternehmer unterkriegen. Und

doch ruht ihre ganze Existenz in der Voraussetzung eines voranschreitenden kraftvollen Unternehmertums. Beide haben Disziplin nötig gegenüber dem Werk, an dem sie arbeiten. Beide können sich ruhig als ebenbürtige Organisationen betrachten, von denen keiner ohne den andern etwas taugt. Wenn nun der soziale Pfarrer solche „Lehren" vertritt, soll er unternehmerfeindlich, soll er arbeiterfeindlich sein? Nein. Er stellt sich auf die einzige Warte, von der aus in wirtschaftlichen Fragen Entscheidungen getroffen werden können, das ist die Volkswirtschaft. Diese verlangt den Zusammenschluß aller wirklichen arbeitenden Größen in einem Volk. Das einzige, was Wert verleiht, ist und bleibt die Arbeit. Gerade der Unternehmerstand kann am besten beweisen, daß geistige Kraft die größte Arbeitsleistung ist. Nie aber gab es bleibende geistige Kraft ohne sittlichen Halt und ohne Wertung und Schätzung jeder Menschenwürde. Jede Arbeit ist Verbrauch von Muskelkraft einerlei, ob diese Muskeln die Gehirnfasern anstrengen und diese, wie man sagt, rein geistige Arbeit des Denkens oder Überlegens leisten, oder ob sie in Stoß und Druck rein durch ihre eigene Spannung sich äußern. Es gibt keine geistige Arbeit ohne Verbrauch von Nervensubstanz, und es gibt keine Muskelarbeit ohne Aufwendung von irgendwelchem Nachdenken; darum liegt in jeder Arbeit ein Unternehmen drin und jedes Unternehmen ist Arbeit. Was sich so geschichtsphilosophisch darstellt, ist tatsächlich vorhanden. Unternehmerstand und Arbeiterstand fließen ineinander. Die Grenzlinien sind oft nicht mehr zu sehen. Desto unverständlicher bleibt es, warum hier der Kampf fortbestehen soll.

Nie wird der Pfarrer aufhören dürfen, den Unternehmer an seine sozialen Pflichten zu erinnern. Kein Unternehmen ist auf die Dauer rentabel, das nicht sozial wertvoll ist, oder soziale Rücksichten vernachlässigt. So handelt

er im eigensten Interesse des Unternehmens, wenn er auf seine soziale Solidität den größten Wert legt. Der Grad der Schätzung, in welcher die soziale Höhenlage eines Betriebs steht, drückt sich in dem Ton aus, der in einem Werke herrscht. Es gehört zu den unbegreiflichen Dingen, daß Männer, welche im Salon die feinen Formen geselligen Umgangs als selbstverständlich voraussehen, innerhalb des Arbeitsbetriebs oft nicht leicht wieder zu erkennen sind, so vollständig haben sie hier alle Vornehmheit im Verkehr eingebüßt. Freilich wird der Pfarrer bei der Beurteilung solcher Verhältnisse nie vergessen dürfen, daß man ihm überall mit einem gewissen Respekt entgegenkommt und es für ihn deshalb gar keine Kunst ist, freundlich mit den Menschen zu verkehren; daß aber die Luft im Erwerbskampf scharf weht und die Menschen, die am glühenden Ofen stehen oder die täglich mit Arbeitermassen zu verkehren haben, von selbst härtere Formen gewinnen. Nie liegt aber darin eine Entschuldigung für ein Herrentum, wie es sich oft breit macht, meist im umgekehrten Verhältnis zu der wirklichen Bedeutung. Hat da ein Arbeiter 34 Jahre auf dem Werk gearbeitet. Er hat seine Gesundheit hineingesteckt. Er ist altes Mitglied eines evangelischen Männervereins. Infolge eines Mißverständnisses entläßt ihn der Werkführer. Der Direktor läßt den Mann zur Verantwortung überhaupt nicht vor sich. Nach $1\frac{1}{2}$ Stunden Wartens hat er seine Abkehr in der Tasche ohne jede weitere Anerkennung. Wie ungemein häßlich sind solche Erlebnisse! Dabei ist der Betriebsführer nur der gelehrige Schüler. Der Direktor gibt sich natürlich nicht damit ab, den Mann zu verabschieden. Er scheut die unangenehme Situation; das „macht" der untergeordnete Beamte. Aber selbstverständlich ist man's oben zufrieden. Solche Tatsachen sind unerträglich; denn sie stehen nicht vereinzelt da. Hier ist kein Wort zu hart.

Mit derselben Offenheit, mit welcher der Pfarrer den Unternehmer an seine menschlichen Pflichten erinnert, hat er sich selbst stets die Bedeutung des Unternehmers gegenwärtig zu halten. Nicht nur der Arbeiterstand vergißt die große Rolle, welche der Unternehmerstand zu führen berufen ist. Auch die Intellektuellen und unter ihnen die Pfarrer haben oft jedes Verständnis für das Geniale im Unternehmertum verloren. Es ist bezeichnend, daß gerade der Protestantismus das freie, wagende Unternehmen von jeher begünstigt hat, während das katholische Laientum sich verhältnismäßig mehr in den wenigen Gewinn, aber auch weniger Verlust versprechenden Geschäften des kleinen Mittelstands wohl fühlt. Protestantismus und Unternehmen haben innerlich verwandte Züge. Die Persönlichkeit wächst mit der Größe der Gefahr. Wie der Glaube der Protestanten ohne Stütze einer Autorität ein Wagnis des persönlichen Lebens ist, so bedeutet auch das Unternehmen ein Vertrauen in das, was man nicht sieht. Es ist unglaublich, wie wenig heute der Pfarrerstand für diese großen Seiten des Unternehmertums ein geistiges Verständnis hat. Desto mehr ist es zu pflegen. Die Spannung in unserem Volkskörper wird in dem Augenblick abnehmen, wo die Unternehmertätigkeit in Handel und Industrie in ihrer geistigen Kraft voll gewertet wird. Desto mehr wird dann die Arbeit selbst wieder in ihre Rechte eintreten und der nackte Besitz geringwertiger erscheinen. Jede Volkswirtschaft nimmt an Gesundheit und Stärke zu, in der Arbeit die höchste Ehre genießt.

## § 16.

## Der Pfarrer und das Kapital.

Wenn wir dies Wort „Kapital" nennen, so tauchen vor unserem Auge tausende von Fragen und Verhältnissen auf. Wir müssen hier auf geschlossene Erörterungen grundsätzlich Verzicht leisten. Sie erforderten ein eigenes Buch.*) Es ist uns hier nur möglich, einzelne Erscheinungen herauszugreifen, an denen sich Urteil und Behandlung gerade für den Pfarrer bewähren muß.

Ich meine grundsätzlich, daß es unsittlich und deshalb auch unchristlich ist, die Vorteile, welche das Kapital in allen modernen Einrichtungen des Handels und Wandels den Völkern gegeben hat, zu benutzen, das Kapital selbst aber zu bekämpfen. Wir verkehren in Eisenbahn und elektrischem Wagen, wir schreiben Briefe mit der Post nach Afrika, welche gerade so sicher eintreffen, wie im Nachbardorf, weil wir Dampfer und Schlachtschiffe haben. Wir telephonieren und telegraphieren, wir trinken Kaffee und Thee, wir lesen Zeitungen und sammeln die Bücher der Welt in den Bibliotheken. Wer wollte das heute ohne Kapital? Es ist eine Tatsache, daß das kapitalistische Zeitalter die Gütermenge außerordentlich gesteigert hat. Ob das der letzte Sinn der Volkswirtschaft ist, stehe zunächst dahin; Tatsache ist, daß wir heute ohne diese kapitalistische Gütervermehrung ein ärmeres, elenderes und kleineres Volk hätten. Denn der Kapitalismus hat mit der Zeit, nicht in seinen Anfängen, aber in seiner Dauerwirkung mit der untersten Masse des Elends aufgeräumt. Deshalb empfinde ich dem Kapitalismus gegenüber Dank. Selbst das kommunistische Manifest der Sozialdemokratie

*) Ich darf hier verweisen auf mein Buch: Ethik und Kapitalismus. (Salzer-Heilbronn.)

rühmt die ungeahnten Kräfte, welche im kapitalistischen Zeitalter erschlossen worden sind, und ich fürchte, daß die Fühlung zwischen dem Pfarrerstand und der modernen Welt auch darum verloren ging, weil er das Urteil über die geschichtlichen Nachwirkungen dieser kapitalistischen Periode nicht gerecht gefällt hat. Wir haben uns zu sehr gewöhnt, die Vorteile zu gebrauchen, ohne uns klar zu machen, daß man von einem Gegner, den man grundsätzlich bekämpfen will, auch keine Geschenke annehmen darf. Wir Pfarrer müssen uns bewußt in das kapitalistische Zeitalter hineinstellen. Gewiß halten wir es nicht für das beste. Wir entdecken tiefe Schatten. Wir sehen in ihm nicht das letzte, sondern wir treten für seine Überwindung und Höherhebung ein. Aber es hat sich immer gerächt, wenn jemand den zweiten Schritt vor dem ersten tat. Viele meinen, sie müßten gleich in dem Zeitalter stehen, das nach dem kapitalistischen kommt oder kommen soll, ehe sie nur einmal bewußt im kapitalistischen festgestanden und sich darin umgeschaut haben. Darin erblicke ich einen Fehler vieler sozial gesinnter Pfarrer. Man arbeitet für die Zukunft nur, wenn man die Gegenwart genau kennt. Dann kann man die gesunden Kräfte stärken, die bereits da sind. Aber keine Welt baut sich aus nichts. Der Kapitalismus hat noch ungeahnte Kräfte in sich, und die Fülle der Möglichkeiten, die sich aus ihm entwickeln können, ist noch lange nicht erschöpft. Wenn ich das sage, so denke ich weder kapitalistisch, noch sozialistisch. Sondern ich wollte, daß wir uns um unserer selbst willen darüber einig würden, daß in der Geschichte jede Entwicklung ihre Vorzüge und ihre Schattenseiten hat, daß aber die Geschichte selbst über den wegschreitet, der sich das scheinbar konsequente Vergnügen leisten möchte, um dieser Doppelseitigkeit willen überhaupt nichts zu wollen; vielmehr ist die Geschichte nur bei denen, die es wagen, vorwärts zu gehen.

Es ist geradezu ein unerklärlicher Widerspruch, daß diese Lehre am wenigsten von denen geschätzt wird, die mitten drin im wirtschaftlichen Leben stehen und dort tagtäglich die größten Umwälzungen erleben. Sie sind der Meinung, daß allerdings Technik und Wirtschaft im kapitalistischen Zeitalter von Grund aus revolutioniert worden sind. Sie wissen genau, daß der Betrieb zurückgeht, der technisch und kaufmännisch stille steht. Daß aber die gleichen Gesetze für Menschenleben und Menschenwerk, Menschenorganisation und Menschenentwicklung gelten, wird vollständig übersehen. Deshalb liegt die erste Aufgabe darin, die gesamte Öffentlichkeit stets über die Revolutionen zu unterrichten, welche infolge des wechselnden Charakters der kapitalistischen Wirtschaft mit den in ihr verwobenen Menschen vor sich gehen. Auch hier zunächst nur die Tatsachen beobachten! Man wird überall neues Gute und altes Schlechte entdecken. Da gilt es das Gute zu unterstreichen, dankbar dafür zu sein, indem mans stärkt und erzieht. Wenn es dann gekräftigt worden ist, wird es von selbst zu andern neuen Formen und Kleidern drängen. Aber freilich, es liegt im Wesen des Kapitalismus etwas, was dem geistigen Interesse, das der Pfarrerstand vertritt, vollständig fremd, ja gefährlich zu sein scheint. Das ist gerade sein innerstes Wesen: der rasche Wechsel, das unaufhörliche Treiben, das Ruheloſe. Je öfter sich das Kapital umschlägt, desto besser. Der Geist dagegen braucht Ruhe und Stille. Er muß nicht bloß arbeiten, sondern innerlich verarbeiten. Seine Atmosphäre scheint vollständig mit anderer Luft gefüllt. Es soll auch zugegeben werden, daß das kapitalistische Zeitalter viel innere Werte zerstört hat. Es kam über manche Einzelseele bald wie der Samum, der alles vertrocknet, bald wie der Wirbelsturm, der alles ausreißt. Aber trotzdem wäre es Unrecht, zu vergessen, wie viel Hunderte von Werten im geistigen Leben erst durch diese kapitalistische Zeit aus-

gelöst worden sind. Der Geist braucht Beweglichkeit, will er nicht erstarren; er braucht viel Gefahren, will er Verantwortlichkeit und Gewissenhaftigkeit groß werden lassen. Es ist ein Segen für all unsere geistigen Bestände, daß sie einmal ordentlich aufgerüttelt wurden. Sie waren nahe daran, sauer zu werden. Darum wird es die Pflicht eines Volksführers, wie es doch in gewissen Sinn der Pfarrer sein soll, bleiben, das Gute im kapitalistischen Zeitalter herauszusuchen, sich nicht dagegen zu stemmen, sondern durch Anerkennung desselben das Schlechte zu überwinden. Es scheint mir oft, daß wir sind wie die Hunde, die den vorüberfahrenden Eisenbahnzug anbellen. Steigen wir lieber ein, fahren mit und sorgen dafür, daß es allen im Zug möglichst wohl gehe. Nun zu den Einzelheiten!

Wir kennen heute großartige Kapitalmassen. Die Reichtümer der Römer und Griechen, von deren Summen wir staunend im Unterricht lasen, erbleichen gegen den Milliardenbesitzer von heute. Wie stellt sich der Pfarrer dazu? Stehen hier nicht für ihn, der sein Neues zu Testament kennt, geborene Feinde? Der Mammon scheint ja in leibhaftiger Gestalt vorüberzugehen. Kein Wunder, daß manchem angst und bange wird. Auf der andern Seite würden Hunderttausende untergehen, wenn unsere großen Eisenwerke und Kohlengruben nicht wären, und viel kirchliches und Gemeinschaftsleben würde mit in die Grube fahren. Wie findet man sich aus solchem Widerspruch heraus? Der Fehler liegt nicht darin, daß große Kapitalien da sind. Große Anlagen bedürfen gewaltiger Geldsummen. Auch wird die Privatinitiative und damit das Privateigentum auf absehbare Zeit gerade aus solchen großen Werken nicht ausgeschieden werden. Der Fehler liegt in einem doppelten. Die großen Kapitalien beschweren die sichersten und glänzendsten Werke, statt daß sie ihres eigentlichen Charakters sich erinnerten und sich dem wagenden

Unternehmen zur Verfügung stellten. Jeder will seinen Anteil an den festen und hohen Dividenden der besten Anlagen. So saugt dieser Schwamm zu viel Wasser an. Es entstehen Werttreibungen, die der gesunden Wirtschaftlichkeit widersprechen. Das Großkapital will ausruhen, statt zu arbeiten. Damit hängt der andere Mißstand zusammen. Das Kapital wird nicht ausgegeben, sondern immer mehr zu festen Beständen zusammengesammelt. Geld ist aber dazu da, daß es Werte schafft. Der Reiche soll sein Geld ausgeben und es nicht in die Truhe legen. Auch hier wird das Geld charakterlos: es soll nicht ruhen, sondern schaffen, umschaffen. Statt dessen legt es sich als feste, unkündbare Hypothek faul auf den Boden oder auf ein Haus, saugt Zins und Zinseszins an und wird zur unförmlichen Masse. Deshalb gilt es nicht das Kapital zu bekämpfen, sondern es seiner eigenen Jugend wieder zurückgewinnen. Es soll arbeiten. Wo es arbeitet, da wirkt es befruchtend; wo es feste liegt und liegen bleibt, beobachten wir dieselben Erscheinungen, wie beim Asthmatiker: er schnappt nach Luft, weil keine rechte Blutzirkulation mehr vorhanden ist. Darum sind die großen Geldkonzentrationen allerdings ein volkswirtschaftliche Gefahr. Nicht um ihrer selbst willen. Syndikate, Ringe, Kartelle, Trusts sind teilweise sehr segensreiche Einrichtungen. Auch die Lage der Angestellten und Arbeiter kann wenigstens in einem solch großen kapitalreichen Betrieb viel günstiger gestaltet werden als dort, wo man jede Ausgabe im Kontobuch zu scheuen hat. Aber die Folgeerscheinungen jener Kapitalkonzentrationen sind gefährlich. Vor allem weil sich der ganze Kredit leicht dorthin staut. So erhalten die Kredit nachgeworfen, die ihn eigentlich nicht nötig haben: die, die schon Geld besitzen, bekommen es aufs leichteste. Aber der Arme, der nur gesunde Glieder und einen tüchtigen Kopf als Versicherungschance bieten kann, kann sich die Füße wund

laufen, bis er Kredit erhält. Und so wandelt sich auch der Kreditverkehr in sein Gegenteil. Er sät dort, wo er schon geerntet hat; aber er ist zu bequem, neue Ackergebiete zu erschließen. Zudem überwuchert leicht der Kredit das Geschäft und verwirrt die sicheren Grundlagen der Arbeit. Alle diese Erscheinungen könnten darauf hinweisen, daß der Kapitalismus Alterserscheinungen zeitigt; das ist auch sicher wahr. Aber er hat noch Unruhe genug in sich. Wer dieser Periode des Schaffens gerecht werden will, soll den Schaffenscharakter und die Ungeduld und Unzufriedenheit mit sich selbst und der erreichten Kulturstufe betonen und als dauernden Gewinn in das eigene Charakterbild und in die Aufgaben der Welt und Menschenerziehung hineinrechnen.

Der Kapitalismus hat auf seinem Gebiet zu bleiben. Er soll sich mit der wirtschaftlichen Macht begnügen. Die Selbständigkeit der geistigen Schöpfungen darf er nicht bedrohen. Daß er alles geistige Leben beeinflußt und beeinflussen muß, ist selbstverständlich; es gibt kein geistiges Leben ohne wirtschaftlichen Untergrund. Was wir aber meinen, ist dies: es soll dem Privatkapitalismus nicht auch noch die Pflege der gesamten Wohlfahrt und der geistigen Güter zugewiesen werden. Manche haben die besten Absichten mit Volksbeglückung und Wohlfahrtsbestrebungen und sind auf dem besten Weg, den Privatkapitalismus auch hier zum Herrn zu machen. Sie werfen dem Privatkapitalismus damit die letzte Rolle zu, die er noch nicht für sich in vollen Anspruch nahm, daß er der geistige Wohltäter der Menschheit werden soll. Hierin erblicken wir eine gewisse Gefahr. Wir sind voll dankbarer Anerkennung gegenüber allem, was der Reichtum gibt und unterstützt. Aber das Mäzenatentum des Großkapitals ist von gefährlichstem Einfluß auf die sittliche Kraft der Gemeinheit. Meiner Ansicht nach müßte es der Staat durch wachsende Erbschafts- und Vermögensbesteuerung dahin

bringen, daß er die größten Kapitalien ansammelt, um seinerseits Wohlfahrt im größten Stil zu treiben und das geistige Leben zu pflegen. Nicht um die wirtschaftliche Kraft des Kapitals zu schwächen, sondern um seine überschüssigen Erfolge dem gemeinen Nutzen zuzuführen, müßte der Privatbesitz daran gewöhnt werden, einen weit größeren Teil an die Gemeinheit abzugeben. Den größten Patriotismus beweist das Großkapital, wenn es sich in den Dienst des Ganzen stellt. Freilich meinen wir nicht, daß der heutige bürokratisch regierte Staat die geistige Fürsorge für das Volk übernehmen könnte. Mancher Großunternehmer und Großkapitalist von heute hat für Kunst und Wissenschaft besseres getan, als der Staat in gleichem Falle getan hätte. Jene großen Summen, welche durch höhere Belastung des Vermögens und der Erbschaft eingehen würden, müßten vom Staat der Gesellschaft im Ganzen zur Verfügung gestellt, und die Verwaltung solchen Kulturkapitals einer vom Staat unabhängigen, aus den Besten des Volks unparteiisch erwählten Vertretung übergeben werden. Aber wie dem auch sein mag — über die Einzelheiten streiten wir uns nicht — es liegt uns nur daran, auf die große Gefahr aufmerksam zu machen, die dem öffentlichen Verantwortlichkeitsgefühl daraus entsteht, daß man dem großen Privatkapital und seinem Privatbesitzer die Pflege der Kulturgüter des Volks zuweist. Diese unmittelbare Abhängigkeit geistiger Kultur von der patriarchalischen Pflege einzelner Gönner muß sie auf die Dauer lähmen.

Endlich sind wir gar nicht der Ansicht, daß alles besser würde, wenn nur der Staat das Großkapital enteignete und sich selbst als Großkapitalist für die Gesamtheit etablierte. Abgesehen von dem Mangel an kaufmännischer Erziehung und wagender Unternehmungslust würde der Staat in erhöhtem Maß unter derselben sittlichen Gefahr leiden, der heute das Großkapital ausgesetzt ist: der Kon-

kurrenzlosigkeit. Wer den sittlichen Wert des Erwerbens in erste Linie stellt und nicht den Erfolg als den einzigen Maßstab des Urteils gelten läßt, muß die Konkurrenz als zwingende, treibende, ausscheidende, bewährende Macht in erster Linie befürworten. Nicht die freie Konkurrenz ist der Mangel des Wirtschaftssystems, sondern daß nicht jeder Tüchtige zur freien Konkurrenz zugelassen wird. Wo das Kapital die Konkurrenz auffaugt, tötet es seine eigene Fähigkeit, zur Unternehmung anzureizen, und benimmt sich der wirtschaftlichen Tüchtigkeit. Denn die Konkurrenz bildet den wachsamen Gradmesser für wirtschaftliche Auslese. Wo sie aus dem Volkskörper ausgeschieden wird, da fehlt der Antrieb zur Zusammenraffung eigener Kraft. Das Können erstirbt; das Haben regiert. Würde nun der Staat konkurrenzlos arbeiten, so würde er rasch wirtschaftlich rückständig. Denn seine übrigen Machtmittel, die er in der Hand hat, würden genügen, um jede ernstere Kritik zu ersticken. Zudem erscheint uns auch die Maschinerie des Staats viel zu schwerfällig, als daß sie dem feinfühligen und empfindlichen Wirtschaftsorganismus von heute irgendwie genügen könnte. Endlich würde die Organisation des Arbeiterstandes und damit die Verselbständigung dieser Klasse hintangehalten, sobald der Staat seinerseits als einziger Arbeitgeber auftritt. Aus all diesen verschiedenen Gründen hat der Sozialethiker für ein scharfes Konkurrenzverhältnis zwischen Staat und Privatwirtschaft einzutreten, damit die beste Leistung herausspringe. Wo das Großkapital so mächtig geworden ist, daß der Staat nur sein Lohndiener bleibt, hört ebenfalls jede Konkurrenzmöglichkeit auf. Darum muß die Gesamtheit an Boden und Kapital so viel besitzen und zu wirtschaften suchen, daß sie in regem Wettbewerb mit dem Privatbesitz stehen und doch durch ihn selbst stets aufs neue an die eigene Verpflichtung zu wirtschaftlichem Fortschritt erinnert wird.

Dieser wirtschaftliche Fortschritt besteht in der unablässigen Verbesserung der Technik und der kaufmännischen Verwertung der Produkte. Die Ringe, Trusts werden dann gefährlich, wenn sie um ihrer konkurrenzlosen Macht willen anfangen, das Material zu verschlechtern, die Menschenkräfte zu zerstören und die Preise ins Unendliche zu steigern. Das Kapital wird dort gefährlich, wo es von dem Unternehmen nur hohe Dividende verlangt und mit Anlage in andern Werten droht, sobald seinem Gewinnhunger nicht genüge getan wird. Mancher technische Leiter seufzt unter der kaufmännischen Direktion, die ihm nicht erlaubt, die notwendigen Verbesserungen in Menschenschätzung und Maschinenverwertung in Angriff zu nehmen, warum nicht? weil sonst die Dividende gekürzt werden müßte. Die Dividende geht oft an Menschen, die nichts taten, sondern nur ihr Geld durch anderer Hand, Herz und Hirn arbeiten ließen. Um der Gerechtigkeit willen muß freilich zugefügt werden, daß jede Beurteilung der Dividendenhöhe eine ganze Reihe von Erwägungen nötig macht und nicht nur die nackte Ziffer als solche über sich etwas aussagen kann. Aber all diese Gefahren, von denen wir reden, werden schwächer, sobald die Konkurrenz jedes Unternehmen zwingt, allein auf die beste Dauerleistung das Schwergewicht zu legen. Darum kommen wir stets auf diesen letzten Punkt zurück.

Was soll also der Pfarrer tun? Das produktive Kapital stärken und den Sinn für seine Kraft wecken. Das unproduktive Kapital bekämpfen und seinen inneren Widerspruch klarlegen. Und wenn man mich fragt, wo liegen die Grenzen zwischen beiden? so antworte ich: die verschieben sich, die fließen ineinander, die sind theoretisch gar nicht zu formulieren. Es kommt nur darauf an, daß man Jedem im Volk diese Unterscheidung in sein Gewissen schiebe. Auch dann wird noch viel unproduktives Kapital vorhanden bleiben. Gewiß. Aber es gibt auch viele treff-

liche Kapitalisten, die sehr viel gutes wirken, und es ist eine schülermäßige Überhebung, über den Großkapitalisten als solchen den Stab zu brechen. Neben schlechten und guten gibt es immer noch eine große Zahl, die das gute beabsichtigen und durchführen wollen, denen aber Einsicht oder Kraft fehlt, es durchzusetzen, und da meine ich, sollte der Pfarrer zuerst daran denken, daß der Wille über den moralischen Wert entscheidet und nicht der Erfolg. Man vergleiche eigene Absicht mit eigener Tat und frage sich, wie man im großen Getriebe des wirtschaftlichen Lebens mit seinem kleinen Eigentum selbst handelt. Das enthebe dann nicht der Verpflichtung, sich selbst und andern die Warheit zur Gerechtigkeit zu predigen, aber der Ton wird verständlich und darum wahrhaftiger und eindringlicher. Es ist leicht, von Jedem ein Ideal zu verlangen, aber schwer, dieses Ideal zu zeichnen. Ideale bestehen schließlich nur im Fortschreiten; die Ziele selbst nehmen stets neue Färbung an.

## § 17.

## Der Pfarrer und der Kaufmann.

Mein Eindruck mag mich täuschen, aber ich werde ihn nicht los: Der Pfarrer hat für den Arbeiter, für den Bauer, den Techniker noch etwas übrig, aber nicht für den Kaufmann. Ja der kleine Krämerladen ist ihm vielleicht noch sympathisch. Aber die großen Warenhäuser, die Welthandelsplätze, oder gar die Börse — das sind Erscheinungen, die ihm unmittelbares Unbehagen verursachen. Er macht davor Halt wie vor einem Abgrund. Das ist bis zu einem hohen Grad verständlich. Die kaufmännische Welt ist ein wenig faßbares, greifbares Gebiet: hier weht scharfe Luft,

hier gelten die empfindlichsten Wagen, hier wird vieles unwägbar. Man verliert scheinbar den Boden unter den Füßen und hat die Empfindung, daß man verloren ist, sobald man einmal die kleinste Konzession gemacht hat. Greifen wir nun aus diesem weitverzweigten Gebiet einiges heraus!

Mancher sozialgesinnte Pfarrer träumt von einem gerechten Preis. Vielleicht stellt er es sich nicht einmal so einfach vor, wie die alten obrigkeitlichen Preistaxen. Denn die Befähigung der Obrigkeit zur Festsetzung sittlicher Gerechtigkeit ist an sich nicht größer als die, die von jedem verantwortlichen Menschen im Erwerbsleben gefordert werden muß. Er denkt sich aber gegenüber den Preisschwankungen des Tags, gegenüber dem Rätsel, wie heutzutag der Preis der Waren gebildet wird, irgendwie eine feste sichere oder gleitende Einheit, an der man messen könnte, ob etwas eine gerechte Forderung ist oder nicht. Es regt sich in ihm kein Zorn, sondern eher Mitleid, wenn er den Kaufmann da oder dort mehr nehmen sieht, als eigentlich recht wäre, und der Aufschlag auf die Ware, den er macht, ihm selbst vielleicht nicht vollständig in jeder Einzelheit begründet erscheint. In solchen Augenblicken preist sich dann der Pfarrer glücklich, daß er vor solcher Versuchung behütet ist. Ich meine, dahinter steckt mancher Pharisäismus bewußter oder unbewußter Art. Wenn für Haustaufen 3 Mk. verlangt werden, oder für Haustrauungen 9 Mk., ist das ein „gerechter" Preis? Da gilt doch nicht die ausweichende Behauptung, daß solches Geld in die Kirchenkasse fließt und nicht in die eigene Tasche. Oder ist ein Pfarrgehalt von 4000 Mk. gerecht, oder ist eins von 8000 Mk. noch recht? Der Gehalt ist doch auch im gewissen Sinn der Preis, den der Staat oder Gemeinde für eine Leistung oder Ware bezahlt. Diese Beispiele sollen nicht jede kaufmännische Usance rechtfertigen,

oder sittliche Überlegungen über Gewinn und Preis abschneiden. Ich wollte nur das Stück „Welt" in eigenem Betrieb aufzeigen, um von da aus dann gemeinsam mit dem Kaufmann an die Untersuchung heranzugehn. Luther hat seinerzeit den Kaufmannsstand hart beurteilt, und es steckt davon der lutherischen Kirche noch viel in den Gliedern. Aber er hat doch auch gewarnt vor den Pumpelsünden, m. a. W. daß man nicht daraus eine Sünde mache, wenn nun einmal ein Kaufmann hier zu viel nehme, weil er es doch dort wieder verlieren wird. Darin liegt eine sehr gesunde Mahnung. Die ganze Frage nach dem gerechten Preis muß von wirtschaftlichem Boden aus beantwortet werden, nicht von einer abstrakten Rechtsphilosophie aus. Denn jede Anwendung solcher Sätze wird doch wieder nach den Zeitumständen sich richten.

Eins muß man wachrufen: das Gewissen des Kaufmanns. Der kaufmännische Stand, dessen charakteristische Arbeit das Werten, Schätzen, Messen ist, müßte deshalb gerade dem Protestanten sehr sympatisch sein, weil sich hier das Gewissen in Freiheit und Gebundenheit am besten erproben kann. Es ist wahr, daß sich viel unlautere Existenzen im Kaufmannsstand breit machen. „Gott, man macht einen Laden auf, wenn man sonst verkracht ist! Dazu reicht es immer noch," meint man. Wir müssen es der scharfen Konkurrenz danken, daß sie es heute sehr erschwert, ein kaufmännisches Geschäft solid zu führen. Aber doch klagen gerade die Kaufleute, die auf Ehre und Stand etwas geben, noch sehr über unlautere Konkurrenz. Was mit den Zwischengewinnen zusammenhängt, ist nicht immer reinliches Kapital. Im Agenturwesen, Versicherungskapital begegnet mancher Unfug. Der Ausverkauf erzählt von viel Ungerechtigkeit. Die Ausnutzung der Heimarbeiterinnen ist eine entsetzliche Sache. Und doch, meine ich, muß das alles mit dem Erstarken des Selbständigkeits-

gefühls im Handelsstand abnehmen. Wie lange hat der Jude diesen Teil des gewerblichen Unternehmens fast als Sondereigentum betrachtet! Wir wollen ihm keineswegs Unehrlichkeit oder gar Untüchtigkeit nachsagen. Der deutsche Kaufmann wäre wohl nichts geworden ohne die Konkurrenz mit der jüdischen Kaufmannschaft, die sich von alters her auf Handel und Geschäft versteht. Die Feinheit und Gewandtheit des jüdischen Geistes wird auch in den höheren Tätigkeiten des Handels- und Geschäftslebens immer erfolgreich sein. Was wir sagen wollen ist nur dies, daß der deutsche Kaufmannsstand speziell von den Intellektuellen, den Gelehrten, im allgemeinen bis vor kurzem recht verächtlich beurteilt worden ist, und daß er sich erst durch eigene Kraft seine Stellung errungen hat, diese Stellung aber noch der stützenden und füllenden Tradition und des stark und unnachsichtlich wirkenden Ehrbegriffs bedarf. Es ist schwer, hier etwas zu sagen, das nicht mißverstanden werden könnte. Für mich bedeutet der Kaufmann den Typus des Geistes in der Erwerbstätigkeit. So hoch schätze ich ihn. Die Welt des Kaufmanns ist aber dem deutschen Denken noch nicht so heimisch geworden, daß es die schwindelnden Werte, die sie birgt, die deshalb auch nur mit der sichersten und charaktervollsten Hand behauptet werden können, voll begriffe. Wenn der Pfarrer seinerseits auf die Unerläßlichkeit des Bandes zwischen Geist und Gewissen stets von neuem hinweist, wird er dem Kaufmannsstand den besten Dienst tun. Nur scheue er sich, von dem Kaufmann und seiner Tätigkeit gering zu denken. Es gehören starke Herzen dazu, um mit ein paar Worten Millionen umzusetzen. Nur wer diese Achtung vor der geistigen Höhe des kaufmännischen Wirkens besitzt, wird sich damit das Recht verschaffen, in Mahnung und Warnung am Kaufmannsstand zu arbeiten.

Sein Handel setzt ausgedehnte Kreditverhältnisse voraus.

Der Kredit ist nun doch, was er besagt: Vertrauen. Drum braucht der Kaufmann mindestens so viel Menschenkenntnis, wie Warenkunde. Sein Wort muß gelten können. Hat es seinen Klang verloren, dann ist der Kaufmann fertig. Wie viel verlorene Kaufleute klopfen an die Türe des Pfarrers, — ein trauriges Geschick! Allein ich beuge mich jedesmal wieder vor der Gerechtigkeit, die in der Härte steckt, mit der sich die Unehrlichkeit und Unredlichkeit rächt. Wo man mit Geld umgeht, muß man doppelt gestählt sein gegen seine blinkenden Eigenschaften. Und darum ist die kaufmännische Erziehung keine leichte. Der Kredit regelt sich im Bank- und Börsenwesen. Hier ist zuletzt alles auf die persönliche Lauterkeit der Absichten gestellt; eben darum wird man auch hier viel zweifelhaften Dingen begegnen. Das Mißtrauen gegen die Börse ist nicht unbegründet. Ein Laie versteht nicht sofort, warum eine solche Welt eingebildeter, oder wenigstens rein in der Schätzung bestehender Werte die wirkliche schaffende Arbeit belastet und von ihr oft die Zinsen verlangt, ja vorwegnimmt. Es ist nicht bloß Voreingenommenheit, wenn man die gesunde Tätigkeit der Börse um der Menge der mitunterlaufenden Transaktionen willen nicht mehr sehen will. So stark wir dies alles betonen, so bewußt weisen wir aber jene haltlosen Verdächtigungen ab, die das Wort „Börse" bei vielen sozial gesinnten Pfarrern, vor allem in christlich-sozial geschulten Kreisen hervorruft. Überall, wo die Börse als Giftbaum oder auch nur Giftstrauch erscheint, versteht man nichts von der volkswirtschaftlichen Arbeit, welche tatsächlich dort geleistet wird. Die Börse ist heute das Gehirn des Welthandels. Alle Nerven werden von dort aus regiert und bestimmt. Sicher werden dort viel recht schlechte Gedanken gedacht und durchgesetzt; aber man bewundere einmal auch die Gesundheit des volkswirtschaftlichen Handels, die in der einfachen Tatsache zu Tage tritt, daß alles wirt-

schaftliche Leben heute vollständig stocken würde, wenn wir keine Börse hätten. Ich will hier nicht im einzelnen von Termin- und Differenzgeschäften, von Gold- und Silberwährung, von Diskontosätzen und Geldhandel reden; was ich erreichen möchte, ist nur eine gerechte Stellungnahme gerade des Pfarrers gegenüber diesem geistigen Generalstab des Weltverkehrs. Wenn ein Bild für die Gefahren der Börse gebraucht werden darf, so nehme ich es aus naheliegenden Erfahrungen des reinen Denkens; wo das Denken sich selbst überlassen bleibt und die Schranken der eigenen Erkenntnisfähigkeit überspringen will, verliert es sich in unfruchtbare Dialektik und gebiert dann schließlich öde Scholastik. Diese Versuchung, die Fühlung mit den tatsächlichen Bedürfnissen der Völker und ihren Wünschen zu verlieren und sich in eine Welt abstrakter Kalkulation und unpersönlicher Geldverhältnisse zu verlieren, bildet die Quelle für alle schädlichen Manipulationen der Börse.

In diesem Zusammenhang erlaube ich mir ein Wort über den Zins. Seltsam, daß uns die Frage des Zinsnehmens heute im christlichen Kreis so wenig zu schaffen macht. Menschenalter haben sich daran verblutet. Noch Luther hat jeden Zins als Wucher verworfen und ihn nur in der Form eines bestimmten hypothekarischen Verhältnisses oder aus Gründen der Not gerechtfertigt wissen wollen. Diese Stellung hat heute im praktischen Leben jeden Einfluß verloren; nur in christlichen Ethiken finden wir Abhandlungen, die meist an einer gewissen Zwiespältigkeit leiden. Alle Vorschläge, welche dahin gehen, im privaten Erwerb und Besitz auf Zins zu verzichten, ihn aber als öffentliche Einrichtung anzuerkennen, sind halb und verraten ihre Nutzlosigkeit. Entweder ist der Zins eine schlechte wirtschaftliche Erscheinung, die zu bekämpfen ist, oder ist sie von Vorteil und Segen für das wirtschaftliche Leben und dann nützt kein Widerstand. Man ver-

gegenwärtige sich das Verhältnis des Kapitalisten oder Gutsbesitzers zum Schuldner oder Pächter. Würden die Geld oder Boden-Besitzenden niemanden finden, der ihr Geld oder ihren Boden bedarf, so wären sie gezwungen, entweder von ihrem Geld herab zu zehren oder den Boden selbst zu bearbeiten. Kommt jemand und pachtet den Boden ab, so übernimmt er die Garantie der Arbeit; kommt jemand und leiht das Geld, so übernimmt er die Verpflichtung zur Arbeit. Wo bleibt nun eigentlich der sittlich berechtigte Grund, Zins zu nehmen? Man mache sich das Beispiel nicht klar an ein paar Pfennigen oder Mark, die man als Anerkennungsgebühr zu entrichten hat; man rechne sich die Summen zusammen, die das Kapital an sich an Zins und Zinseszins von vornherein in dem großen Ganzen eines Volks verlangt. Die müssen zuerst abgearbeitet sein, ehe noch irgend eine direkt nutzbringende, neue Werte schaffende Arbeit entstehen kann. Zuerst muß der Tribut an den Zinsherrn entrichtet sein; was dann übrig bleibt, kann für wirtschaftliche Anlagen in Erwerb oder Konsum verwertet werden. Das Kapital selbst arbeitet nämlich nicht; stets sind es Menschen, welche gewisse menschliche Rechtsverpflichtungen erfüllen und durch ihre Arbeit abzahlen, mit welchen das Kapital vom Gesetzgeber umgeben und ausgestattet ist. Nun ist es lehrreich, in der Geschichte zu verfolgen, wie der Zinsfuß stetig sinkt. Heute gilt 5 % schon als ziemlich hoher Zinsertrag. So beobachtet man eine stetig abwärtsgehende Tendenz des Zinsfußes. Es ist als ob das Geschäft selbst um seiner leichteren Beschaffung willen auf möglichst geringe Belastung hindrängte. In Großhandelskreisen ist die Verzinsung durch Stundung, durch vornehme Übernahme von Spesen allerlei Art tatsächlich schon äußerst gering. Auch hier erscheint das alte geschichtliche Gesetz nicht in seiner Furchtbarkeit bloß, sondern in seinen vielleicht unbeabsichtigten, aber

tatsächlich segensreichen Folgen: Wer da hat, dem wird gegeben. Wo Millionen umgesetzt werden, kann man sich mit verhältnismäßig geringerer Ertragsquote begnügen als im kleinen Geschäfte, weil die Gesamtsumme doch stets noch einen erfolgreichen Abschluß gewährleistet. Drum gilt es, alle wirtschaftlichen Erscheinungen genau zu beobachten und in Wechselwirkung zu einander zu setzen, welche dem Zinsdruck des Kapitals entgegenarbeiten.

Endlich noch ein Wort über Handelskonzentration, Konsumverein, Warenhaus und was in diese Tendenz hineingehört! Wir erblicken darin im ganzen einen großen Fortschritt. Der Handel leidet an zu großer Fülle von unrentabeln, weil überflüssigen Geschäften. Eine Vereinfachung bedeutet keineswegs den Zusammenbruch vieler Existenzen, sondern meist nur eine Umlagerung und Neuschichtung. Die Statistik weist nach, daß der Detailhandel gar nicht abgenommen hat. Ich kann übrigens in die Klagen über Vernichtung vieler „selbständiger" kleiner Läden und Krämer nicht einstimmen. Mit dieser Selbständigkeit ist es nicht weit her. Die Unabhängigkeit eines großen Geschäfts in wirtschaftlicher und geistiger, damit doch auch sittlicher Beziehung ist weit größer, freilich auch leichter, als in dem engen Rahmen einer kleinen Kundschaft, von deren Launen, Gewohnheiten, Vorurteilen man abhängig sein muß, wenn man leben will. Daß die Konsumvereine segensreich wirken, darüber brauche ich nichts zu sagen. Daß bei den Warenhäusern die Lichtseiten überwiegen, steht mir fest. Wenn es nur das System der Barzahlung wäre, das dadurch gewährleistet wird, so würde das Warenhaus schon einen großen Fortschritt bedeuten. Die Syndikate führten eine Gesundung der Kreditverhältnisse durch Kürzung der Zahltermine herbei. Jedenfalls führt m. E. nirgends die Romantik den Menschen in seinem Urteil mehr irre, als bei der Beurteilung der sogenannten kleinen Geschäfte.

Gewiß steckt darin viel Opfermut, Entbehrung, Sparsamkeit, Tüchtigkeit; aber man sage nur nicht, daß dies bei größeren Geschäften nicht mehr nötig sei. Man vergesse nie die wirtschaftlichen Schattenseiten rein vom Gesichtspunkt des Geschäfts als solchen aus. Grundsätzlich aber meine ich, müßten gerade wir Pfarrer daran festhalten, daß das, was wirtschaftlich nicht auf einen grünen Zweig kommen kann, auch sittlich nicht zu rechtfertigen ist. Die Tüchtigkeit des Geschäfts für die Volkswirtschaft ist der erste Maßstab für die Beurteilung der Handelstätigkeit. An diesem Maßstab muß jede Handelstendenz sich erproben lassen.

Wenn nur alle Pfarrer schließlich dem Kaufmanns- und Handelsstand gegenüber in der Stimmung des Einsiedlers Honorius bleiben, der zwar Lug und Trug so scharf wie möglich tadelt, aber dann einen Kaufmann zeichnet, der das Leben eines nach Vollkommenheit ringenden Einsiedlers an Heiligkeit übertrifft!

## § 18.

## Der Pfarrer und der Bauer.

Der größte Teil der Pfarrer lebt auf dem Lande. Die Sympathie mit dem Land, seinen Sorgen und Freuden ist gewissermaßen ein Erbgut des Pfarrhauses und Pfarrstandes. Das Verständnis für Hagel und Regen, für Sonnenschein und Wind in ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung geht dem Städter fast ganz verloren. Die heimlichen Reize des Morgens und Abends, von Vogelgesang und Wald, von Korn und Obstsegen kennt der Pfarrer auf dem Land als sein Sondereigentum und es wäre eine schlimme Zeit für unser Volk und unsern Pfarrerstand, wenn jene Werte ver-

loren gehen würden. Jedes gesunde Volk muß noch Erdgeruch an sich tragen und etwas von der Scholle und ihrer geheimnisvollen Empfängnis verstehen können. Schon um deswillen, weil jeder Pfarrer auf dem Land viel mehr davon versteht, als der, der in der Stadt lebt, werde ich mich hier kürzer fassen.

Noch aus dem andern Grund, weil die Individualisierung des Dorfs eine ungleich größere ist, als die der Stadt. Die Mannigfaltigkeit unseres Bauernstandes erfordert eine Menge von Einzelbeobachtung und treuer Versenkung. Es ist auch hier der Ort, um des sozialen Studiums willen auf die Monographien volkskundlichen Charakters hinzuweisen, welche in theologischen Bibliotheken viel eifriger gehalten und gelesen werden mußten. Allein es handelt sich in diesem Buch nur um die soziale Stellung und Haltung des Pfarrers. Da ich selbst lang auf dem Land im elterlichen Pfarrhaus gelebt habe, darf ich mir doch weniges darüber erlauben.

Der Bauer muß zum Lernen erzogen werden. Es ist eine neue Zeit über ihn gekommen. Sie bringt manches Schlimme und manches Gute. Da ist es des Pfarrers Sache, daß er ihm die guten Seiten zeigt. Freilich gehört zu diesen eine Vermehrung persönlicher Leistung und Verantwortlichkeit und ein Verzicht auf Gehorsam, der bis dahin vom Bauern oft wie selbstverständliche Schuld eingefordert wurde. Auf dem Dorf ist der Pfarrer weit mehr wie in der Stadt Vertreter der Bildung. Das bringt ihm neue vielseitige Aufgaben. Er muß die Eigenart der Bauernschaft und ihrer Sitten von Grund aus prüfen, um sie in ihrem Handeln und Denken zu verstehen und von da aus zu beurteilen, wie weit das Alte notwendig geschützt werden muß — vielleicht gegen manchen plumpen Eingriff der Bürokratie — und wie weit das Alte tatsächlich hindernd im Wege steht. Erst wenn der Bauer solch liebevolles

Eingehen in seine Verhältnisse merkt, wird er mit der Zeit seinen erbsündigen Fehler ablegen: das Mißtrauen, das sich meist mit einem ziemlichen Quantum überzeugter Eigenliebe paart. Hat der Pfarrer dieses Mißtrauen überwunden, so wird es ihm leicht werden, die Verhältnisse im Dorf zu beeinflussen, von denen wiederum die sittliche und geistige Höhenlage seiner Bewohner abhängt. Eine der Hauptaufgaben wird die sein, daß der Pfarrer dem Bauern die Zusammenhänge von Industrie und Landwirtschaft deutlich zu machen sucht und dem Haß und der Entfremdung beider Stände gegeneinander möglichst entgegenarbeitet. Der „Fabrikler" verachtet den „Bauernschädel" und der Ansässige den Hergelaufenen. Heute hängt aber unsere Landwirtschaft und ihr Wohlergehn im wesentlichen von der Industrie ab, mag man das nun für wünschenswert halten oder nicht. An dieser Tatsache wird auch die Zukunft nichts ändern, solange unser deutsches Volk in die Weltwirtschaft verflochten bleibt. Auf der andern Seite fehlt es in den Kreisen der Industriearbeiter und Unternehmer an einen wirklichen Verständnis der landwirtschaftlichen Eigenart und ihrer vollen Berechtigung. Hier eröffnet sich dem ausgleichenden verständigen Vorgehen des Pfarrers ein weites Feld. Wie weit er sich dabei selbst an den einzelnen Zweigen der Wohlfahrtspflege (Raifeissenverein, Gemeindehäuser, Turnvereine, Molkerei, Futtereinkaufsgenossenschaften) beteiligt, ist eine Sache der Gabe und der Kraft. Daß bei vielen Dorfpfarrern schlechter Wille genug vorhanden ist und sich eine souveräne Verachtung aller Mittel, außer dem „Wort Gottes" behauptet, will ich nebenbei bemerken. Aber andrerseits muß man gerechterweise stets bedenken, daß gerade der sozial interessierte Ortspfarrer viel schlimmer dran ist, als sein Kollege in der Stadt. Er steht oft vollständig vereinsamt da. Alle Anforderungen richten sich nur an ihn. Allem soll er allein

gerecht werden. Wo in der Stadt die Vereine sich verzweigen und verbreiten, da hängt auf dem Dorf schließlich das Meiste am Pfarrhaus. Wären wir von der unseligen geistlichen Ortsschulinspektion entbunden, welche den Lehrerstand vom Pfarrerstand so fern abgerückt hat, so könnten wenigstens diese beiden Stände bewußter und zielentschlossener zusammenarbeiten. Aber mag auch die Aufgabe noch so groß und schwer sein, die Pflege der ländlichen Wohlfahrt bleibt eine Hauptaufgabe des ländlichen Pfarramts. Daß hier in freier Weise von Seiten der Kirche durch Stellung von Hilfskräften im Pfarramt noch geholfen werden kann, ist uns gewiß. Man könnte auch in mancher Landeskirche eine ganze Reihe von wöchentlichen Gottesdiensten ausfallen lassen und dafür dem Pfarrer Kraft und Mittel an die Hand geben, sich mit den sozialen Aufgaben zu befassen. Wir denken dabei nicht einmal an Konsumvereine, Einkaufsgenossenschaften und dergl. Hierzu braucht es stets kaufmännisches Geschick, und wer es nicht hat, der lasse lieber die Hand davon. Aber ich denke vor allem daran, daß der Pfarrer selbst die Geldmittel für eigene und Dorfbibliotheken in die Hand bekommt, durch Leseabende, Volksunterhaltung, Theater und was dergl. mehr ist, die Kluft zwischen Stadt und Land auszufüllen. Das Geld müßte von der Stadt aufs Dorf wandern, damit es dort wieder neue Kräfte und Abnehmer für die Stadt schafft. Ich meine, das würde sich nicht nur geistig, sondern direkt volkswirtschaftlich sehr rentieren. Die Stadt Frankfurt ist da wieder mit löblichem Beispiel vorangegangen.

Weiter muß der Bauer zur Liebe erzogen werden. Man läßt sich als Fremder manchmal von der Idylle des Dorfs betören. Dieser Reiz kommt leider oft nur auf Kosten der Gesundheitspflege, der Armenpflege, des wirklichen Fortschritts zu stande. M. a. Worten: Mancher Be-

wunderer der Dörfer würde ganz anders urteilen, sobald er sich nicht nur ästhetisch beim Vorübergehen an Haus und Teich erfreut, sondern wenn er gezwungen würde, bleibend da zu wohnen. Die Armenpflege auf dem Dorf ist schlechter und erbarmungsloser, als die in der Stadt. Die Krankenpflege auf dem Dorf steht unendlich weit hinter der städtischen zurück. Das hängt zwar alles mit den Verhältnissen zusammen. Wer stets mit Wetter und Boden umgeht, wird hart, und wer mit geballter oder gefalteter Hand zusehen muß, wie Regen oder Hagel alles zerstört, ohne daß er auch nur das Kleinste daran ändern kann, der wird noch härter. Und wir wollen nicht vergessen, daß starke Eichen feste Rinde haben müssen. Trotzdem bleibt die Tatsache, daß die soziale Abstufung und die damit verbundene Ungerechtigkeit auf dem Dorf stärker lastet, als durchschnittlich auf der Stadt. Waisenkinder fremder Leute können davon ergreifende Lieder singen. Was die Kranken angeht, so läßt man sie eben liegen, besonders im Sommer. Man kann bei Krankenbesuchen recht merkwürdige Erfahrungen machen. In dieser Einsamkeit der Kranken liegt keine Lieblosigkeit. Das Feld verlangt, daß man es bestellt. Wer das Unglück hat, dann doch krank zu werden, der muß sich eben bequemen. Dann die Wohnungsfrage auf dem Land! Ich denke an die Betten der Knechte und Mägde; ich sehe die Polenhäuser oder Schuppen für die Sachsengänger vor mir; ich erinnere mich an die Häuser, in denen ich als Hilfsprediger Besuche gemacht oder als Pfarrersbub noch Eier eingekauft habe, und da steht die Wohnungsfrage trotz aller ästhetischen Idylle riesengroß vor mir. Deshalb, sage ich, muß der Bauer zur Liebe erzogen werden, die Neues schafft und nicht sich begnügt. Es gibt mehr Hartherzigkeit und Geiz im Bauernstand als im Kaufmannsstand. Das mag seine geschichtlichen Gründe haben. Auch soll keine sittliche An-

klage darin liegen, daß man die Schattenseiten jedes Standes zeichnet; die Tugenden der eigenen Fehler finden sich dann auch. Aber wer die Tatsache zugibt, der wird daran gehen, die Verhältnisse zu ändern, damit es besser werde. Das geht nicht mit polternder Bürobeamtenweisheit; das geht nur mit der Liebe, die den Dorfpfarrer mit seinen Strohdächern und Weiden am Bach verbindet. Er kennt die gekrümmten Rücken der Weiber. Er weiß, was die Alte geschafft hat, die er heute in die Erde senkt. Er hat Sonnenhitze und Regenlast in ihren Schauern erfahren. Er versteht zu hören, wo auch wenig geredet wird. Aber darum greift er doch hinein in den großen Vorrat neuer technischer Hilfsmittel, vermittelt geistige Fortschritte, trägt das Gute der Stadt aufs Dorf, damit alles zusammenwachse und sich ergänze.

Endlich mußte der Dorpfarrer mehr wie bisher geschult werden, die Eigenarten seines Dorfs zu erfassen, zu beschreiben, volkswirtschaftlich ins Licht zu stellen und nach dem geistigen und sittlichen Stand zu beurteilen. Was in Synodalberichten zu lesen ist, macht meist einen recht unbrauchbaren Eindruck. Es ist oft der Niederschlag rein persönlicher Stimmung oder gar Laune; von irgendwelcher methodischen Vertiefung und Beobachtung keine Rede. Alle die Massenurteile und Standesabfertigungen, wie sie in den Synodalprotokollen erscheinen, sind mir zuwider. Die sittliche Beurteilung richtet sich nach ganz andern Maßstäben, als man ihnen in weiten Pfarrerkreisen begegnet. Es fehlt ihr die liebende Versenkung in das Detail. Daher kommt es, daß sich die Öffentlichkeit blutwenig um das kümmert, was über den geistigen oder sittlichen Zustand der Gemeinden durch Synoden oder Generalsynoden festgestellt wird. Das sind Jahrhunderte lang stets dieselben stereotypen Klagen. Zur Erfassung der Wirklichkeit tragen sie herzlich wenig bei. Deshalb muß der Pfarrer geschult

werden, in wirklicher Volkskunde den Reichtum des tatsächlichen Lebens zu erforschen, der sich vor ihm ausbreitet. Die neuen Studien zur evangelischen Kirchenkunde, herausgegeben von P. Drews zeigen hier die gangbaren Wege für tüchtige Arbeiten. Nicht um der Wissenschaft, sondern um des Lebens willen soll man sie gehen. Es liegt mancher vergrabene Schatz im Acker. Die Dörfer bergen viel Gold. Wer hebt den Schatz? Wir brauchen vielleicht mehr Dichter, welche sich liebend in die soziale Weltanschauung des Bauern vertiefen. Von ihnen hört man, was hinter den Fenstern, die kaum geöffnet werden, an Licht und Liebe und Kraft ruht.

## 5. Im Verhältnis zur Frauenbewegung.

### § 19.

### Die Bevölkerungsfrage.

Unmittelbar hat sie ja mit der Frauenbewegung nichts zu tun. Aber wir müssen doch gerade in diesem Zusammenhang davon reden, um gewissermaßen den Auftakt zu der ganzen Melodie zu bekommen.

In der Bevölkerungsfrage hängen die volkswirtschaftlichen Probleme wesentlich zusammen. Der Bauernstand hat dies früher eingesehen wie der Städter und er hat sich von jeher nicht nur seine Gedanken über diese Dinge gemacht, sondern er handelte. Das mag wieder damit zusammenhängen, daß der Mensch, der Kälber und Schweine zieht und den Bienen ihre geschlechtlichen Verhältnisse ablauscht oder gar vorschreibt, auch in der Frage der menschlichen Bevölkerung natürlicher denkt und folgerichtiger

handelt. Wir haben auch hier nur sparsames Material, um die deutlichen Wirkungen des Hofsystems oder Dorfsystems auf die Zahl des Nachwuchses nachzuweisen. Daß sie vorhanden sind, ist klar. Jeder Dorfpfarrer weiß genau, wie man im Dorf vom Kinderkriegen denkt. Auch die alte Erfahrung „arme Stube voller Kinder, reicher Flur nur zwei" kann man immer wieder machen. In den Städten liegt heutzutag die Bevölkerungsfrage ganz an der Oberfläche. Von der einfachsten Arbeiterfrau bis hinauf in die Villa redet man „klug", oder ist es auch. Das Wort vom „Kindersegen" wird spärlich gebraucht und wenig verstanden. Gewiß, wir sind in Deutschland noch ein wachsendes Volk. Wir haben noch eine große, stattliche Kinderstube. Wenn man vollends des Aderlasses der Auswanderung denkt, die uns jedes Jahr Hunderte und Tausende kostet, so ist man erstaunt über die mächtige Entwicklung, die unser deutsches Bevölkerungswesen seit etwa 50 Jahren genommen hat. Manche Pessimisten sehen sogar schwarz in die Zukunft und denken mit Schrecken der Zeit, wo Deutschland nicht mehr weiß, wohin mit seinen hungrigen Kindern. Aber es geht bergab!

Versuchen wir es, uns grundsätzlich klar zu werden. Ist ein wachsendes Volk mit viel Geburtsüberschuß zu wünschen oder nicht? Wir antworten: ja. Was geboren wird, bringt gewiß nicht nur Glück und Kraft. Das Unglück wächst eben so rasch und viel Schwaches tritt ins Leben. Aber hier kann jeder von seinem optimistischen oder pessimistischen Standpunkt aus überschlagen und wird mit seiner Rechnung recht haben, weil man da überhaupt noch keine Rechnung anstellen kann, die stimmt. Uns ist eins gewiß: wachsende Menschenzahl bedeutet neue Möglichkeit von individuellen Kräften. Nicht daß sie wirklich vorhanden wären oder gar tatsächlich alle in Erscheinung treten. Hunderte bleiben auf der Strecke; tausende fallen als Blüten vom

Ast. Gewiß. Aber wo keine wachsende Menschenzahl ist, wird jede Möglichkeit neuer Gestaltung von vornherein ausgeschlossen. Wer darin religiös denkt und in frommem Sinn glaubt, daß hinter dem wechselnden Spiel des Weltenablaufs mit seinen Millionen verschiedener Lebensschicksale ein wirklicher Sinn steckt, der kann ihn doch nur darin finden, daß keine Möglichkeit zu individueller Charakterbildung ausgeschlossen werde. Die Welt wird reicher durch die wachsenden Kinder, nicht nur der Zahl, sondern der inneren Gliederung nach. Kultur, die zivilisiert werden will, braucht tausende von Menschenkindern, um sich in ihnen zu spiegeln. Wenn dieser Gesichtspunkt bis dahin nur wie ein leerer Rahmen erscheint, so wollen wir ihn füllen durch den Inhalt, den wir von unserer christlichen Weltanschauung gewinnen. Religion lebt nur in einem „Reich" Gottes. Je enger die Grenzen, desto weniger herrscht Gott, desto mehr wachsen die menschlichen Päpste. Wer an den Sieg des Guten in der Welt glaubt, der muß darauf bedacht sein, daß er möglichst starke Reihen für die Kämpfer auf der Seite des Guten bilde. Wo Schlechtes wächst, muß auch Gutes wachsen. Ein „Reich" kommt nur zu Stand, wo Viele von Kämpfen und Erfahrungen reden können und Tausende mit gemeinsamem Willen arbeiten und schaffen, daß etwas Gutes herauskomme. Ich möchte darum das Geschlechtsleben nicht nur als eine natürliche Tatsache hinnehmen, sondern es auch in die persönliche Weltanschauung selbst mit hereinrechnen können, nicht indem man es umbiegt, verhüllt, oder mit sentimentaler oder frommer Rede ungefährlich zu machen sucht, sondern indem man auch darin, wie in allem, was da lebt, Gottes Sinn, seine Kraft und Führung sieht.

Nun aber erinnere ich mich einer der ernstesten Auseinandersetzungen, die ich je erlebt. Wir saßen zu Berlin, hunderte von jungen Männern. Da trat im großen Hör-

saal der Berliner Universität der Nationalökonom Wagner auf und hielt uns eine ernste eindringliche Predigt im besten Sinn des Worts über den Mißbrauch des Schöpfungsworts: Mehret euch und füllet die Erde! Nachher kam Naumann und mit demselben sittlichen Ernst und einer überragenden Weite des Blicks vertrat er seine Ideen über das Recht der Bevölkerungsvermehrung. Diese Debatte zeigte, wie wenig man in den letzten Fragen der Lebensauffassung ein vorschnelles Urteil erreichen kann. Auch der Abstand zwischen Weltanschauung und persönlicher Lebensgestaltung tritt hinzu, und man kann oft beobachten, daß neumalthusianische Gedanken in kinderreichen Familien und der Glaube an die Bevölkerungsvermehrung in kleinen Familien wächst. Jedenfalls müssen wir uns gewöhnen, den Tatsachen unparteiisch ins Gesicht zu sehen und nicht von vornherein um eines Namens willen Stellung zu nehmen. Soweit wir urteilen möchten, steht uns dies fest: in jedem einzelnen Fall sind die einzelnen Verhältnisse zu berücksichtigen. Es gibt Fälle, in welchen es Sünde wäre, die Frau weiterhin mit Geburten zu belasten. Da soll man auch den offenen Mut haben, die Geburten zu verhindern. Besser so, als daß man sich heimlich über diese Dinge unterhält und jedermann doch voraussetzt, daß sie getan werden. Wo Krankheit oder auch Schwachheit vorliegen, bedürfen sie des Schutzes und jeder liebevollen Rücksicht. Nur daß man auch hier nicht wieder mit dem Ellenmaß durchfahre und die Geheimnisse des Hauses und der Familie rücksichtslos auf die Straße trage. Wo aber nur die eigene Bequemlichkeit es für angenehmer hält, keine Kinder zu bekommen, da gilt die ernste Betonung des Naturtriebs, dessen tiefen Sinn wir gerade aus der gesamten Völker- und Staatengeschichte verstehen gelernt haben. Die Menschen *sollen* sich vermehren. Es ist Zerrüttung aller natürlichen und damit sittlichen Grundlagen des Zusammenlebens der Menschen, wenn

der Naturtrieb nicht mehr seine volle Rolle spielt. Wo in der Naturanlage selbst Zwiespältigkeiten und Unwahrheiten geduldet werden, da wird die gesellschaftliche Unnatur sich ohne Grenzen ausdehnen. Gewiß ist der Einzelne Herr und Gesetzgeber auch über seinen Leib; gerade darin zeigt sich seine Herrschaft. Noch mehr: Mann und Weib sollen gegenseitig lernen, sich in ihrer Herrschaft zu achten. Aber von da aus bis zur willkürlichen Bestimmung des Termins, zu welchem man Kinder kriegen will, ist es doch ein weiter Schritt. Solche gesetzgeberische Macht über das Leben auszuüben, mag das Vorrecht derer sein, die an der Spitze gehn. Die meisten werden in diesem Recht nur eine bequeme Gelegenheit zur Erfüllung ihrer Privatwünsche sehen. Die Ergänzung der Nachkommenschaft ist aber keine bloße Privatsache. Sie ist Menschenpflicht, Völkerpflicht. Wo sich der einzelne aus diesen Zusammenhang löst und die Glieder der menschlichen Kette künstlich verringert, da hat er sich an derselben Gesellschaft versündigt, die ihn erzeugte. Selbstverständlich sind wir allen Bestrebungen dankbar, welche den Augenblick der Erzeugung möglichst heiligen wollen: sie soll nicht ein Akt brutaler Willkür, nicht eine Stunde bewußtloſen Rausches, nicht ein reines Zufallsprodukt sein; sie muß den Ernst der Verantwortung mit der Freude der Schöpfermacht verbinden. Alle diese Erörterungen gehören vielleicht mehr in eine Ethik. Sie sollten aber hier berührt, wenn auch nicht erschöpft werden, weil die Nachkommenschaft nicht als eine einfache Privatliebhaberei zwischen Mann und Frau behandelt werden darf, sondern die großen Gesichtspunkte der Bevölkerungsvermehrung in den Vordergrund geschoben werden müssen.

Liegen aber hier nicht große volkswirtschaftliche Gefahren? Wie wird es mit dem Nahrungsspielraum? Wird er nicht zu eng und sind die Gedecke an der menschlichen Tafel nicht bereits vergeben, wenn der große Nachschub in

immer größeren Menschenmassen sich auch zu Tische setzen will? Das waren doch die Fragen auch eines Pfarrers, des Malthus, der die ganze Bevölkerungsfrage aufrollte. Es tut uns recht gut zu empfinden, daß es ein Kollege war, der die Verminderung der Bevölkerung als sittliche Forderung vertrat und an dessen Namen sich eine ganze lange Bewegung aller theoretischen und praktischen Nationalökonomen anschloß. Doch sind seine Beweise nicht stichhaltig. Mit jedem Mund kommen zwei Hände auf die Welt. Mit jedem Brot, das neu verlangt wird, vermehrt sich das Angebot an Arbeitskraft. Der Boden selbst liegt noch lange nicht an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit, und die Schatzkammer der Naturkräfte hat noch ungeahnte Möglichkeiten in sich. Sie erschließen sich nur einer Arbeit, die von vielen Tausenden gleichzeitig in Angriff genommen wird und nie stille steht. Die wachsenden Völker sind deshalb die arbeitsreichsten, aber auch die arbeitsfreudigsten. Wo ein Volk entweder stille steht oder gar rückläufig wird, da tritt neben allem Genuß der Rente auch die Sorge um die Zukunft viel herber, weil viel nachdrücklicher an die Gesellschaft heran. — Hier kann ich mir nicht versagen, meiner Freude darüber Ausdruck zu geben, daß in der Geschichte der Völker ein ewiger Sinn sich offenbaren muß, sonst wäre unser Leben und Glauben ein Narrenspiel. Christlich ausgedrückt: die alte Gewißheit, daß Gott im Regimente sitzt, und führet alles wohl bewährt sich auf Schritt und Tritt. Diese fromme Weltanschauung setzt sich in die nationalökonomische Weisheit um: das Material für die mannigfaltigste Gestaltung der Geschichte in Völkern aller Art und Zunge muß geboren werden. Fürchtet euch nicht davor! Sorgen habt ihr immer; aber die Sorge des Wachsens ist gering gegen die Sorge des Sterbens. Darum freut euch des wachsenden Volks und zeigt keine greisenhaften Züge!

Wir verlangen deshalb Ehre der Mutterschaft. Man

kann freilich alles Große sofort verächtlich machen. Ich höre manchen, der höhnt: also nur möglichst viel Gebärmaschinen! Wir meinten bisher, es sei der Stolz des Menschen, daß er seine Natürlichkeit in die Tiefe eines persönlichen Lebens tauchen und in die Höhe eines sittlichen Weltwillens heben, kurz in eine große Weltordnung hineinstellen kann. Hier liegt der Wert der menschlichen Betrachtungsweise. Wer trotzdem sich nur animalisch ausdrücken mag, dem lasse man sein Vergnügen. Er bleibt dann innerhalb der animalischen Grenzen. Wir wissen, daß die Mutter volkswirtschaftliche Bedeutung hat. Dadurch setzen wir sie nicht herab. So öffnen wir uns und andern vielmehr erst das Verständnis für ihren hohen Wert. Man träume doch nicht von individuellen Werten, die gesellschaftlich nicht in Anschlag gebracht werden könnten. Was sozial nichts nützt, hat auch für das Individuum keinen Wert. Darum wird der Pfarrer den hohen Wert der Mutterschaft preisen. Redensarten soll er ersetzen durch den Hinweis auf die großen Volkszusammenhänge, in denen der Gott des Lebens seine Wege geht. Die Mutter ist die Lebensquelle der Nation. Ehret die Mütter!

## § 20.

## Die Bildungsbestrebungen.

In der Frauenwelt ist heißer Durst nach Wissen und Bildung aufgewacht. Das ist gut für beide Seiten, für die Frau und den Mann. Für die Frau: sie ist gewaltsam von der wissenschaftlichen Bildung ferngehalten worden. Es werden noch Zeiten kommen, da sich die Völker schämen

daß sie früher einen großen Teil ihres Volkstums von den besten Quellen der Bildung ausgeschlossen haben. Wissen bleibt Macht, wenn auch nicht einzige. Von dieser Macht weiß die Männerwelt zu erzählen. Ihre Kultur ist wesentlich eine solche des Wissens und der darauf gebauten Technik des Einzelberufs. Die Frau kannte lange Zeit beides nicht, wenigstens die Frau in den Kreisen, welche gerade sonst den Ton angeben wollen. Das Leben der Bäuerin und Arbeiterin, der Händlerin und Ladnerin ist auf der Gemeinsamkeit der Arbeit und des Bildungsgangs mit dem männlichen Geschlecht aufgebaut. Unsere höheren Töchter, die „führenden" Frauen des Volks, bekommen dagegen ihre Bildung zugeschnitten. Es soll nichts Aufregendes und nichts eigentlich Anstrengendes in ihr liegen. Man lernt vieles, aber man lernt nicht arbeiten. Jeder Unterricht versagt, der nicht lernen lehrt. Wenn darum heute die Frauenwelt offene Türen verlangt, hat gerade der Pfarrer die sittliche Verpflichtung, diese Forderungen in erster Linie zu vertreten. Er weiß am besten, daß Wissenschaft und Forschung an Gottes Thron sitzen, der alles Wissen von Sinn und Ziel in seiner Hand hält. Wir begreifen es nicht, warum man den Frauen das Studium erschwert. Eine vollständige Umwälzung erwarten wir gar nicht davon. Hätte der Staat seine selbstverständliche Pflicht früher erfüllt, und die Mädchenbildung gerade so wichtig genommen, wie die Knabenbildung, dann würde er heute viel besser wirtschaften. Solange die Frauen vom Studium abgesperrt werden, richten sie ihre ganze Stoßkraft auf solch verschlossene Tür. Würde man sie öffnen, so könnte all die teure und wertvolle Kraft besser verwandt werden. Deshalb treten wir auch für Ausdehnung des Unterrichts für die Mädchen bis zum 18. Jahr ein. Warum sollen sie das denn nicht? Ich habe noch nie einen stichhaltigen Gegengrund gehört. Daraus folgt freilich auch, daß die

gesamte Erziehung der Jugend ein anderes Gesicht bekommt. Auch die Volksschule muß dann ihre Mädchen weit über das 14. Jahr hinaus in der Schule festhalten können. Das Verständnis des Lernens und die Freude daran erwächst meist erst dann, wenn man über die Grundlagen hinweg ist und nun bauen möchte. Aber dann kommt man — „aus der Schule."

Deshalb sind wir der Frauenbewegung so dankbar, daß sie nicht nur ihr Bildungsideal erweitert, sondern die gesamte Bildungsfrage aufrollt. Sie hat ihr hoffentlich für alle Zeit einen solchen Stoß gegeben, daß sie nicht mehr sobald zur Ruhe kommt. Auch für den Mann liegt ein Vorteil in der Stärke, mit der die Frauen ihre Bildungsforderungen vertreten. Es ist nicht so, daß die Männerwelt in ihren Schulen wirklich schon ideal erzogen und unterrichtet würde. Die gesamte Methode des Unterrichts und der Stoffauswahl muß immer von neuem gebessert werden. Je tüchtigere Fortschritte die Frauenbildung macht, desto lebhafter muß sich die Männerbildung regen. Jene kann sich diese nicht zum Vorbild nehmen, denn sie ist wahrhaftig mangelhaft. Vielmehr beide sollen miteinander in die Höhe gehen. Das Dogma von der Vorzüglichkeit der Ausbildung der männlichen Jugend darf ruhig in Brüche gehen. Die Frauen erzwingen uns auch auf unserer Seite mehr lebendigen Fortschritt, tieferes Nachfragen und Suchen nach dem eigentlichen Wissen und Forschen.

Zusammen mit den Mädchen sollen die Jungens erzogen werden, bis sie von der hohen Schule abgehen. Ich meine nicht, daß jedes Kind solange auf den Schulbänken bleiben muß. Aber wenn es darauf bleibt, sollen beide Geschlechter miteinander arbeiten und jedem soll die Möglichkeit offen stehen. In solcher gemeinsamer Arbeit der Geschlechter liegt ein Stück neuer gesunder Ethik für die Zukunft. Die Erbärmlichkeit des Tands, wie er jetzt durch die Trennung

der Geschlechter geradezu gepflegt wird, würde in sich selbst zerfallen. Man würde sich kennen, schätzend oder verachtend, aber auf Grund harmlosen Verkehrs und wirklicher Arbeit. Vor allem aber erwarten wir, um das auch hier nochmals zu betonen, eine Reform der gesamten Volksbildung. Die Mehrzahl unseres Volks hat heute noch nötig, ihre Kinder mit dem 14 Jahre aus der Schule zu nehmen und Geld verdienen zu lassen. Das ist ungesund. Von Zivilisation kann man da noch nicht sprechen. Unsere Mädchen müssen auf dem Land und in der Stadt durch Fortbildungsschulen zwangsmäßig am Werktag in den besten Stunden des Tags unterrichtet werden und ebenso unsere Jungens. Das bedeutet eine Verteurung der Industrie, die aber durch die tüchtigere Leistung später wettgemacht wird. Wo nicht das Volksganze auf eine höhere Stufe in regelmäßigem Unterricht gehoben wird, da nützen auch Bibliotheken, Lesehallen, Vorträge zu wenig. Das ist regelmäßig nur schlechter Ersatz für die eigentliche Arbeit des Lernens. Wer sein Volk lieb hat, sorgt dafür, daß es lange Zeit zu lernen hat. Nur so wird es reif.

Dazu kommt nun die Hauptfrage: wird es der Frau gelingen, auch erkenntnismäßig einen eigentümlichen Beitrag zur Kultur zu geben? Das ist ihr Wunsch, ihr Wille. In der Färbung der Kultur soll ihre Farbe deutlich zum Ausdruck kommen. Dies nicht bloß nach der Gefühlsseite hin. Die ganze „Weiblichkeit" ist ein schwer zu umgrenzender Begriff. Sie verträgt sich mit Bildung sehr gut, einfach weil ihn die Unbildung gar nicht kennt. Die neue Kultur soll nach dem, was die Frauen erfahren, wesentlich ihren Stempel tragen. In dieser starken Sehnsucht offenbart sich viel Kraft. Die Männerwelt wird gut daran tun, ihren Beitrag zur wirklichen Geisteskultur auch einmal genau zu überlegen und zu vergleichen. Die Männer heutzutag sind der Gefahr ausgesetzt, vollständig im Geschäft

aufzugehen. Zeit und Muße zu geistiger Beschäftigung fehlt ihnen. Der Sport muß dann gewaltsam wieder das Gleichgewicht körperlicher Kraft herbeiführen helfen, aber für eine richtige regelmäßige Arbeit an geistigen Werten, welche einen Gewinn für die eigene Charakterbildung abwerfen würde, fehlt die Zeit. Das sind auf die Dauer unerträgliche Zustände. Wenn es in der amerikanischen Welt Sitte werden sollte, daß der Mann das Geschäft und die Politik, die Frau die Bildung „besorgt", so würde ich eine solche Entwicklung für verderblich im höchsten Grad halten. Das männliche Element in der Bildung darf ebensowenig verschwinden, wie das weibliche. Es ist nicht an dem, daß die Männer nicht auch erziehen können und wenn sie es nicht können, so müßten sie es lernen. Die Frau ist zur Erziehung nicht befähigter, als der Mann. Es wäre geradezu ein Rückschritt, wenn etwa das Bildungswesen in der Schule wesentlich in Frauenhände überging. Der Mischcharakter muß bestehen, aber es soll auch nur Mischung bleiben und kein Übergewicht. Ich sage das wahrhaftig nicht um materieller Versorgungsinteressen willen; nein, das Bildungsideal verlangt Vertreter beider Geschlechter. Schließlich gibt es keine Frauen- und keine Männerkultur: der Mensch allein wird kultiviert. Wer freilich daraus den Schluß ziehen wollte, die Frauen deshalb möglichst in bisheriger Unselbständigkeit zu lassen, der würde diese Tatsache mißbrauchen. Wo ein Wert in der gesellschaftlichen Welt unterbunden wird, da ist es Sünde. Tatsächlich gibt es auch keine Menschen, sondern es gibt nur Männer oder Frauen. Aber was ich als Ziel bezeichnen wollte ist dies, daß die Kraft der ringenden Geschlechter nicht dem einen oder anderen Geschlecht gelte, sondern dem Ideal, das vor beiden steht. Das Ziel muß erkämpft und nicht die Frau, nicht der Mann bekämpft werden.

Auf dem Weg dahin wird es freilich an starken Aus-

einandersetzungen zwischen den Geschlechtern nicht fehlen. Ich gestehe, daß mir der Klassenkampf zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein Kinderspiel erscheint gegenüber dem Kampf zwischen Mann und Weib, sobald diese grundsätzlich verschiedene Kulturziele für die Lebensentwicklung aufstellen. Es wird auch hier für die Vertreter geistigen Lebens, die Pfarrer, notwendig sein, immer offene Augen zu haben, vor allem aber auch Mut und Sicherheit zu beweisen, in merkwürdigen Hüllen und sonderbar gestalteten Keimen schon die Früchte zu sehen. Das wirkt ausgleichend. Nur in einem soll er nie besänftigend wirken: im Wetteifer. Diesen soll er schüren und steigern. Es ist ja geradezu eine Lust zu sehen, wie die wachsende Bildungsschicht der Frauenwelt den Mann zu neuem Erwerb geistiger Kraft einfach zwingt. Soll hier das Spiel nicht mit ungleichen Würfeln gespielt werden, dann muß freilich auch die Frau vollständig in das Berufsleben hineingezogen werden, um dort einerseits Mühe, Sorge, Freude, Enttäuschung des „männlichen" Lebens mitzutragen, aber auch andererseits neue Anregungen und Lichtbilder für die Berufsarbeit selbst zu geben.

Ein weites Arbeitsfeld hat der Pfarrer, um die weibliche Untätigkeit zu strafen und die in ungeahnten Kreisen noch bestehende Gleichgültigkeit der Frauenwelt gegen die neuen Forderungen zu überwinden helfen. Es liegen tausende Kräfte in der Frauenwelt brach. Man soll sie herausholen. Neue Wege und Bahnen müssen gefunden werden. Ich denke am wenigsten an Vereine oder Vereinchen. Ich meine praktische Arbeit in Kirche und Kommune, Schule und Haus, und kritische Durchbildung durch Darbietung der weiten Welt wissenschaftlicher Arbeit. Der Pfarrer darf sich nicht in den Traum einwiegen, daß ja die Frauen schließlich doch noch die Religion und die Kirche am besten stützen. Es ist sogar vielleicht an dem, daß die Frauen,

wo sie einmal anfangen, denkend sich mit größeren Reihen der Geschichte und des Lebens zu beschäftigen, weit radikaler werden, wie die Männer. Die Zeiten sind vorbei, da die Frau nur die milde Hüterin der Tradition und Sitte war. Desto tiefer müssen wir uns gerade mit dieser neuen Bewegung befassen. Nicht um sie zu gängeln, sondern um die großen Probleme geistigen und religiösen Lebens nicht auch hier zu spät in die Bewegung eintreten zu lassen. Die Arbeiterbewegung hat man vorbeifluten lassen und deshalb ist sie heute im Wesentlichen nicht bloß kirchenfeindlich, sondern oft ganz gleichgültig gegen religiöse Strömungen. Der Frauenbewegung haben die kirchlichen Kreise lange ferngestanden und heute noch errichten sie manch hohen Wall und tiefen Graben. Ich fürchte, daß sich so das gleiche Schauspiel wiederholt. Dann bleibt in der Kirche das alte Mütterchen und der Küster, als die lebendigen Maßstäbe für die Wirkungsfähigkeit der dort vertretenen Gedanken. Die Frau hat sicher für die religiöse Seite des menschlichen Lebens mehr natürliches Verständnis. Sie erlebt an ihrem eigenen Leib länger und nachhaltiger die Wunderwelt strömenden wachsenden Lebens. Es ist nicht von ungefähr, daß in Jesu Umgebung viel Frauen waren. Es ist aber ebensowenig von ungefähr, daß keine dieser Frauen in der Kirche bleibende, sichtbare Gestalt angenommen hat. Wir lassen dahingestellt, ob dies schon der Ausfluß der Männerherrschaft in der Kirche und der Rückschlag der organisatorischen Gewalt gegen die überall auftretende Profetinnen gewesen ist. Tatsache bleibt, daß die großen Schöpfer religiöser Gedankenwelten wiederum Männer waren. Eine Frauenreligion in diesem Sinn gibt es nicht. Desto mehr müssen heute, wo die geistigen Bewegungen viel mehr Gemeingut geworden sind wie im Altertum, die Frauen berücksichtigt werden. Haben ihnen die Pfarrer von ihrer religiösen Weltanschauung aus kein

Wort wirklicher Kraft, Aufmunterung und Verständnisses zu sagen, so rauscht auch diese zweite große Bewegung unseres Jahrhunderts an allen amtlichen Vertretern der Religion ruhig vorbei. Man könnte ja sagen: „Das schadet nichts! Es ist doch genug des religiösen Lebens in ihr; ja vielleicht desto mehr, je eher es von den amtlichen Vertretern unbehelligt gelassen wird.“ Das ist bis zu einem gewissen Grad richtig. Wir mahnen ja auch nur unsere Kirche, und nicht die Frauenbewegung! Aber doch gilt es, daß wirs auch um ihretwillen bedauerten, wenn die religiösen Hintergründe verschwänden. Wir wünschen, daß sie gerade von Frauenhand wieder mutig und direkt gezeichnet werden. Nicht für die Kirche werben wir, sondern für starkes religiöses Leben. Turmglocken dürfen ebenso klingen wie Pfeifen im Walzwerk und Schellen im Versammlungssaal; sie umschließen alte und ewige Melodien.

## § 21.

## Soziale Anforderungen an die Ehe.

Die Ehe verlangt vor allem klaren Schutz gegen die Prostitution. Er wird uns nicht dadurch gewährleistet, daß man über diese Nachtseite unseres Kulturlebens schweigt. Man wird sie zwar nicht hervorzerren, um ihren pikanten Reiz zu steigern; aber wer sie in ihrer Widersinnigkeit und Grauenhaftigkeit tatsächlich schildert, der vermehrt nur die Kraft des Widerstands gegen diese unerträgliche Vergiftung unserer Kultur. Gerade hier wird der Pfarrer eine Probe ablegen können, ob er sozial denkt, oder nicht, m. a. W. ob er den Zusammenhang der wirt-

schaftlichen und sittlichen Verhältnisse genau kennt, oder ob er nur nach beliebigen, ihm genehmen Gesichtspunkten in die Welt der gesellschaftlichen Wirklichkeit richtend hineinfassen will.

Zunächst einige äußerliche Zusammenhänge! Wieviel Geschäfte leben von der Prostitution! Ich will nicht einmal von jenen besonderen Firmen reden, welche sich den unheimlichen Luxus, der von der vornehmen Prostituiertenwelt verlangt wird, doppelt und dreifach bezahlen lassen. Eine Reihe seltsamer Geschäftspraktiken hat sich da herausgestaltet, welche das Licht der Öffentlichkeit ebensowenig ertragen wie die Menschen, an denen sie geübt werden. Ich denke vielmehr an die gewöhnliche Versorgung der Bordells durch Wein und Konditorwaren, an die Summen, die für Miete und Einrichtung reizvoller Wohnungen ausgegeben werden, an die Masse von Gefälligkeitsgeldern, von welchen Dutzende und Hunderte von Menschen leben, welche irgendwie den Weg zur Prostituierten erleichtern. Die Prostitution ist heutzutage ein industrieller Faktor geworden, von dessen Mächtigkeit man erst langsam durch Nachweis von tausend Beziehungen inne wird. Gleichzeitig machen uns die Massensummen, welche für diese „unproduktivste" Erwerbsart ausgegeben werden, durch ungeahnte Höhe erschrecken. Sie umfassen einen ansehnlichen Teil unseres Volksvermögens. Das Häßliche dabei ist, daß diese Flut von Geld an den Elenden der Elendesten vollständig vorüberrauscht. Eine reiche Prostituierte ist ein Wunder; nicht sie verdient, sondern andere verdienen mit ihr. Nirgends offenbart sich der Selbstbetrug der Sünde so offen, wie in der dunkeln Welt unserer Großstadtgassen.

Hängt aber die Prostitution nicht mit unserer gesamten kapitalistischen Ordnung wesentlich zusammen? Das ist die ernste Frage, an der sich viele vorbeischleichen. Ich glaube bestimmt, daß sie in dieser Form, wie wir sie heute er-

leben, mit unserer ganzen Volkswirtschaft wesentlich zusammenhängt. Wer die Prostitution gründlich bekämpfen will, muß deshalb die Ordnung der sozialen Verhältnisse überhaupt stets im Auge behalten. Doch habe ich mich davon nicht überzeugen können, daß die Prostitution eine notwendige Folgerung nur des kapitalistischen Systems sei. Im Gegenteil wird man verschiedene Hebel ansetzen müssen, wenn man dieses Übels Herr werden will, und so gewiß man sich viel vergebliche Mühe macht, solange man nicht grundsätzlich sozial reformieren will und nur die Beulen heilt, statt den Körper zu stählen, so sicherlich ist es verkehrt, den Kampf gegen die Prostitution zu verschieben, bis der Kapitalismus tot sei. Gerade dem Pfarrer eröffnet sich eine Fülle von Möglichkeiten, um den Kampf für Gesundung der Ehe zu führen. Der Hauptgesichtspunkt im Kampf gegen die Prostitution ist nämlich nicht die Abwehr jener faulen Zustände, sondern die Wiedergeburt der Ehe und ihrer rechtlichen Anschauungen überhaupt. Niemand kann die Prostitution wirksam bekämpfen, der sich nicht grundsätzlich mit der Ehe als Volkseinrichtung und den neuen Gedanken zu ihrer Reform gewissenhaft beschäftigt. Vor allem gilt es jeder Form der Geldehe, die nur die brutale Form der alten Kaufehe in verfeinerten Linien wieder aufleben läßt, den Krieg zu erklären. Geldehe ist nichts anderes, als Prostitution. Das Weib oder der Mann, der nur von Geldrücksichten aus geheiratet wird, wird dadurch prostituiert. Die Prostitution der Gasse und der Straße hätte den Umfang gar nicht angenommen, den sie heute besitzt, wenn man sich nicht im geldkapitalistischen Zeitalter daran gewöhnt hätte, die Ehe zu einem Geldgeschäft zu erniedrigen. Deshalb bedeutet es nicht bloß eine geistreiche Gedankenspielerei, sondern volle Wirklichkeit, wenn wir die Geldehe auf eine Linie mit der Prostitution stellen. Damit hängt zusammen, daß der Eintritt in die Ehe und die

Gründung der Hausgemeinschaft weniger mit geldwirtschaftlichen Rücksichten belastet werden muß, als dies heutzutag geschieht. Wenn die Frauenbewegung zu einer neuen Erziehung zur Arbeit und zur Einfachheit anleitet, so kann ihr das nicht genug gedankt werden. Die vielen faulen oder ernsten Ausreden der Männer, man könne heutzutag eine Frau nicht mehr standesgemäß ernähren, fallen so in sich zusammen. Die Erziehung des männlichen Geschlechts wird gleichermaßen ernster und tiefer werden; statt Tand und Flitter wird wirklicher Geschmack, statt des haltlosen Luxus Sinn für wirkliche Schönheit, statt Amusement Arbeit und Genuß in gesundem Rythmus begehrenswert. Der Feind des ehelichen Glücks, der maßlose Alkoholgenuß, verliert dann von selbst seine Gefährlichkeit. Die beiden Geschlechter erkennen sich gegenseitig in ihrem Recht an. Hier wird die christliche Haltung des Pfarrers sich darin bewähren müssen, daß er mit der vollen Ebenbürtigkeit des weiblichen Geschlechts nach der Rechtsseite hin ernst macht. Die Gedankenwelt alten und neuen Testaments, nach welcher das Weib unter dem Mann steht, ist versunken. Man sage nicht, daß man das Weib achte und ehre, ja vielleicht verehre, aber eine rechtliche Änderung ihrer Lage sei nicht notwendig. Das erinnert mich stets an die Geschichte von den Arbeitern, die man im alten Nationalverein zu „geborenen Ehrenmitgliedern" ernannte, ohne ihnen eine rechtlich gleiche Vertretung im Ausschuß zu geben. Will man den Frauen das Größere geben, warum nicht auch das Kleinere? Sie haben Recht mit ihrem Vorwurf, daß die Männerwelt ihre rechtliche Vorherrschaft nicht drangeben will und dies Unrecht durch romantischen Zauber verdeckt. Gewöhnen sich die beiden Geschlechter an ihre gegenseitige rechtliche Unabhängigkeit, so werden die Eheformen gefunden und die Rechtlosigkeit der Prostituierten erst ganz in ihrer Unerträglichkeit erscheinen. Sind die rechtlichen

Ungerechtigkeiten aus dem Weg geräumt, dann hat die Predigt von der Selbstzucht ihr inneres Recht und ihre Wirkungskraft wieder gewonnen. Diese Predigt soll nie aufhören. Der Geschlechtstrieb ist dem Menschen gegeben zu Macht und Freude. Aber weil er der stärkste Trieb des Menschengeschlechts ist, bewährt sich die Herrschaft des Menschen gerade in seiner Regelung. Alle falsche Scham ist vom Übel. Desto mehr verlangt die Natur selbst nach Maß. Wie der Mann dies Maß überschritten hat, als er im Gegensatz zum Tier das Weib als sein Eigentum zu behandeln anfing, so haben beide Teile der Natur zuwider gehandelt, wenn sie sich die Zucht ihrer Kraft nicht angelegen sein lassen.

Daß die Einehe Ziel und Krone jedes dauerhaften Eheglücks bleibt und die Kultur nicht hinter dieses Ideal wieder zurückgeführt werden darf, steht uns fest. Ebenso gewiß ist es aber, daß die heutige Einehe zum großen Teil Scheinehe ist. Darum haben die volles Recht, die versuchen, wahrhaftige Wege zu finden. Führen diese zu der Stufe der Promiskuität, d. h. der wahllosen und verantwortungslosen Vermischung der Geschlechter, so sind sie mit aller Energie zu bekämpfen. Führen sie dagegen zu jenem Ideal als Volksideal, so müssen wir sie begrüßen und unsere Mitarbeit nicht versagen. Deshalb fügen wir hier zwei Äußerungen aus dem Buch von Forel „die sexuelle Frage" ein mit dem Wunsch, dadurch zur gründlichen Lektüre dieses Buchs anzureizen. Er schreibt (561) „Es erfüllt mich immer mit schwermütigen Gefühlen, wenn ich gute und tüchtige, arbeitsame, sozial ungemein brauchbare Menschen infolge unserer sozialen Vorurteile und Sitten steril bleiben sehe. Derartige Menschen sollten recht jung heiraten und recht viele Kinder zeugen. Will das Unglück, daß in einer Ehe die Sterilität eines Teils dem andern tüchtigen Teil ebenfalls die Fortpflanzung unmöglich macht,

so sollten gesetzlich und durch die Sitten anerkannte Bigamie oder Konkubinate den Schaden wieder gut machen dürfen." Wir erinnern hier an die Lektüre mancher sehr angreifender Partien in Luthers Schriften, die uns oft aus dem Gedächtnis gekommen sind. Forel fährt fort: „Ich kann nicht genug betonen, wie nötig es ist, daß die Verhinderung der Zeugung bei elenden, unbrauchbaren Menschen, sowie die Erholung, die man den Frauen zwischen ihrer Schwangerschaft schuldig ist, eine Kompensation darin finde, daß man mit aller Kraft die Vermehrung tüchtiger und gesunder Menschen fördere." Und an einer andern Stelle (195): Die ursprüngliche für Raubtiere passende Monogamie ist mit den heutigen gebieterischen sozialen Anforderungen unvereinbar. Die Kaufehe und diejenige Polygamie, die das Weib als Eigentum oder als minderwertig in männlichen Besitz stellt, sind barbarische Sitten halbzivilisierter Völker. Die Polyandrie widerspricht der menschlichen Natur und den Fortpflanzungsbedürfnissen; als Regel eingeführt ist sie immer eine Verfallserscheinung. Als Ehe der Zukunft dürfte am vorteilhaftesten eine Art freiwilliger Monogamie und eventuell Polygamie mit bestimmten Pflichten der Kindererzeugung und den erzeugten Kindern gegenüber angesehen werden." Wir sagen nicht, daß wir in solchen Anschauungen die Lösung finden würden. Aber wir verlangen Respekt vor dem Ernst, mit welchem man diesen Fragen zu Leib geht. Daß dabei häßliche Äußerungen und unverantwortliche Motive bei einzelnen mitunterlaufen, ist gewiß. Wir können nicht begreifen, wie man die Dauerliebe eines geschlechtlichen Wesens zu dem andern als lächerliche veraltete Erscheinung bezeichnen kann. Die Predigt Luthers vom „Kreuz, Kreuz, Leiden, Leiden" hat in rechtem Sinn verstanden viel Kräftigenderes, Menschenerhöhendes, als die leichtfertige Sucht nach Scheidung. Das Weib selbst steht bei gesetzlicher Monogamie kulturell betrachtet höher,

als auf den früheren ziviliſatoriſchen Stufen. Wenn wir das alles nachdrücklich betonen, ſo dürfen wir uns doch dem Ernſt nicht verſchließen, mit welchem die Ehe heutzutag als ſoziales Problem angefaßt wird. Die Frage der ledigen Mutter iſt erſt durch die Mutterſchutzbewegung energiſch in Angriff genommen worden. Was bis dahin gearbeitet worden, zeugte von vielem gutem Willen und perſönlicher Treue; aber die Gemeinſchaft und Geſellſchaft wurde ihrer Pflichten dadurch nur entlaſtet, nicht daran erinnert. Darum ſollen wir evangeliſche Pfarrer auch der Mutterſchutzbewegung gegenüber offene Augen behalten und nicht mit Vorurteil über Dinge aburteilen, die man gar nicht ernſtlich angefaßt hat.

In der Ehe werden die ſozialen Probleme verdichtet. Sie ſoll nicht zu viel Reflexionen ausgeſetzt, ſondern mit vollem Eifer und reiner Liebe erlebt werden können, damit jeder verſuche, darin ein Kunſtwerk zu liefern, das von Eigenart zeugt und doch der geſamten Art dient. Wir ſcheuen das Herumdoktern an den Eheproblemen, aber wir reichen jedem die Hand, der die Wahrhaftigkeit der Eheform als erſte Grundvorausſetzung alles ſozialen Glücks anſehen und erkämpfen lehrt.

Wofür wir in erſter Linie eintreten, das iſt die Freiheit perſönlicher Lebensgeſtaltung, nicht in dem Sinn, daß jetzt dem Weib die gleiche Willkür vorehelichen und außerehelichen Genießens eingeräumt werde, die heute infolge ſchlechter geſellſchaftlicher Erziehung den Männern zugeſtanden wird. Vielmehr erwarten wir gerade vom weiblichen Geſchlecht, das noch nicht durch Jahrhunderte hindurch im techniſchen Einzelberuf den Sinn des Lebens zu erſchöpfen genötigt war, eine größere Fähigkeit individueller Lebensformen, welche auch auf dem Gebiet der Ehe neue Anregung geben. Die Vielſeitigkeit ſozialen Dienſtes — nicht aus rechtlicher Not, oder bitterem Zwang, ſondern aus wirk-

licher Begabung — war auf Seiten des weiblichen Geschlechts fast größer, wie auf der andern Seite. Das berechtigt zu der Gewißheit, daß die Freiheit hier noch viele Möglichkeiten auslösen kann. Alles diene nur der Volksgesundheit, dem Aufstieg der Nation in körperlicher und geistiger Beziehung und dem Schutz der Ehre des Gewissens.

## 6. Abgrenzung.

### § 22.

### Wie stehen wir zur Innern Mission?

Weithin in kirchlichen Kreisen gilt die Innere Mission als die rechtmäßige Vertreterin der berechtigten sozialen Tätigkeit. Es kann einem geradezu begegnen, daß man bei der Äußerung sozialer Forderungen ohne Weiteres auf die Innere Mission verwiesen wird, deshalb ist es nötig, daß wir als sozialgesinnte Pfarrer unsere Haltung zur innern Mission grundsätzlich durchdenken.

Wir verzichten dabei auf eine geschichtliche Deutung der ursprünglichen Wichernschen Pläne. Sie sind ihm selbst wohl unter der Hand bei der Ausführung im einzelnen anders gestaltet worden, als er es eigentlich beabsichtigt hatte. Tatsache ist für die Gegenwart, daß die Innere Mission nicht, wie sie es ihrem Wirken nach sein sollte, frei von kirchenpolitischen Erwägungen ist. Wir erinnern nur im Vorbeigehen daran, welche unheimliche Macht eine Schwester, ein Stadtmissionar da und dort gegen einen liberal gesinnten Ortsgeistlichen ausübt und ihm das Leben geradezu verbittern kann und oft verbittert hat. Für die Taten

der einzelnen kann zwar die Zentralleitung nicht ohne weiteres verantwortlich gemacht werden. Aber leider müssen wir sagen, daß die Tendenz solcher Handlungen sich mit der gesamten Absicht deckt, welche heute die Innere Mission verfolgt. Denn sie hat ängstlich darauf Bedacht genommen, von ihren sämtlichen leitenden Posten die modernen Theologen auszuschließen. Die Innere Mission zieht bewußt den Graben zwischen den einzelnen kirchenpolitischen Parteien rechts und links und ist auf dem besten Weg, die Rechte allein in ihren Reihen zu dulden. Das tritt am deutlichsten in der Haltung zu den sozialen Verbänden der neuen Zeit hervor. Wenn man auch die christlich-soziale Partei als solche nicht unmittelbar unterstützt, die christlich-sozialen Ideen, wie sie jetzt von der kirchlich-sozialen Konferenz oder von den christlichen Gewerkschaften vertreten werden, gelten innerhalb dieses Kreises als die echt christlichen. Ich erkenne wirkliche Verdienste von Stöcker und Mumm an; aber deshalb betone ich mit gleicher Schärfe die große Gefahr, welche infolge der kirchenpolitische Färbung und Stimmung ihrer gesamten kirchlich-sozialen Arbeit der evangelischen Kirche droht. Wo kommen wir hin, wenn heutzutag die Kirchlich-sozialen sich gebärden, als würden sie allein soziale Arbeit tun und ein Pfarrer könne fast nur noch im Rahmen ihrer Partei „sozial" handeln? Meiner starken Empfindung nach ist es diesen Kreisen innerlich weit mehr um Gewinnung der kirchlichen Macht, als um die Selbständigkeit des sozialen Aufstiegs unterer Klassen zu tun. Wo aber die soziale Frage bewußt oder unbewußt als Mittel zum Zweck verwertet und behandelt wird, hört das innerliche Verständnis für die Unabhängigkeit und Eigenartigkeit der sozialen Probleme auf. Wer mit einer Hand einige soziale Erleichterungen schafft, mit der andern Hand aber die geistige Entwicklung des Volks von engem kirchen-

politischen Gesichtswinkel aus beherrschen will, hat mehr geschadet wie genützt. Denn das gesamte Volk lebt zuletzt nicht von einzelnen Standesvorteilen, so sehr es dieselben begrüßen mag, sondern von der geistigen Befreiung, wie sie uns durch die Reformation zur ständigen Pflicht gemacht worden ist. Die Innere Mission zieht die Fäden, die sie mit diesen kirchlich-sozialen Kreisen zusammenhält, immer enger. Angestellte der innern Mission arbeiten amtlich mit dieser Richtung zusammen. Damit hat sie ihrerseits wieder den Graben gegen alle sozialen Pfarrer aufgeworfen, welche kirchenpolitisch modern denken. In den evangelischen Arbeitervereinen arbeiten bis heute „liberale" und „positive" Pastoren noch zusammen und es soll dies Pfarrer Weber zum Lob gesagt sein. Aber die Einreihung dieser Organisation in die Innere Mission selbst ist doch nicht vollzogen und wir haben es hier mit einer bis zu einem gewissen Grad unabhängigen Gründung zu tun. Dabei muß auf die innerlich unhaltbare Stellung verwiesen werden, daß dieselbe innere Mission die Gaben von vielen liberal denkenden reichen Leuten sich ruhig gefallen läßt, gleichzeitig aber in dem Arsenal der auch von ihr gebilligten und unterstützten Apologetik stets die Waffe gegen die liberalen Kreise gehandhabt wird: „Zeigt doch auch einmal eure Liebeswerke! Ihr habt ja keine!" — Diese Ausführungen waren nötig, um die Innere Mission selbst wieder an ihre wesentlichen Aufgaben zu mahnen und sie nicht zum Werkzeug kirchenpolitischer Rückständigkeit werden zu lassen; wenn sie in das Werk der gemeinsamen Liebestätigkeit einen Keil treibt, ist das für die Entwicklung des Protestantismus tief bedauerlich.

Eben mit diesem Wort ist zugleich die Grenze aufgezeigt, über welche die heutige Innere Mission nie hinauskommen wird. Sie übt Liebe an den Verlorenen. Das ist ihre Stärke; das ist ihre Grenze. Denn aufstrebenden,

ihrer Kraft und ihres Rechtes bewußten Ständen hat sie im Grund nichts zu sagen. Ihre Arbeitsmethode ist die der liebevollen Zucht. Gefallene aufrichten, an einzelne Seelen sich wenden, Irrende stützen, das ist ihr Arbeitsgebiet. Dort wird sie, soweit es anstaltliche Erziehung gibt, stets mit bevormundendem Geist arbeiten. Daran soll zunächst nichts bekritelt werden; nur soll man die Folgerung daraus klar ziehen, daß diese Arbeitsmethode in der Behandlung der sozialen Frage versagt und versagen muß. Denn hier handelt es sich um Fragen des Rechts. Hier steht die gesamte Volkswirtschaft auf dem Spiel. Die soziale Frage umfaßt die ganze Fülle moderner Kulturprobleme. Ihnen gegenüber kann jene Arbeit gar nicht den richtigen Ton treffen, der innerlich fassen würde. Hier muß erst die Weltanschauung sich durchkämpfen, die die Spannungen der modernen Welt in sich schließt. Deshalb ist es kein Wunder, daß die gesamte Arbeiterbewegung heute an der Inneren Mission vollständig vorbeigegangen ist. Auch die „christliche" Gewerkvereinsbewegung fühlt in ihren bewußten Arbeiterexistenzen ganz anders, als die Innere Mission es voraussetzt. Wo ein Pfarrer ausgesprochen sozial wirken will, muß er darum andere Arbeitsmethoden ersinnen, als die Innere Mission befolgt. Er hat nichts mit „Missionsobjekten" zu thun; er handelt in der Reihe stehend mit „Subjekten"; anders ausgedrückt: soziale Wirksamkeit stellt sich in die Welt, nicht über die Welt und weiß, daß es nur eine Sittlichkeit gibt, weil nur ein gemeinsames Sittengesetz für Kirche und Welt besteht. Im ehrlichen Ringen um die Ausgestaltung sittlicher Normen arbeitet man zusammen. Man sucht und probt und dadurch wird man miteinander stark. Man lernt den Einzelnen von der Masse aus verstehen und die Gedanken richten sich nach großen Körpern, Verbänden, Organisationen. Solche Schätzung

kann nicht in einzelnen klar ausgedrückt werden: aber es gibt einen vollständig anderen Ton der Betrachtung und Beurteilung, sobald man sich gewöhnt hat, in sozialen Zusammenhängen zu denken. Vielleicht benimmt es dann und wann die Freudigkeit zu rascher Initiative, es behütet aber ebenso vor der unbeschäftigten Vielbeschäftigung in welcher man sich an allerkleinste Sorgen verliert, ohne dabei wirklich entsprechenden Erfolg zu erzielen. Das Maß und die Last der Verantwortlichkeit für die sozialen Probleme soll nicht dadurch verschoben werden, daß man Krankheitsäußerungen schlimmster Art bekämpfe, aber die Krankheit selbst in ihren letzten Zusammenhängen nicht erkennt. Die Arbeit der Innern Mission hat der Aufgaben genug und soll warm unterstützt werden. Nur hüte man sich und sie selbst vor der Meinung, als ob in ihr das Monopol der christlichen Liebestätigkeit ruhe. Wir sind der Überzeugung, daß welterobernde Liebe andere Formen nötig hat. Sie wird sich nicht trennen und nicht scheiden von der Welt; sie wird innerhalb Beruf und Arbeit gesundere Formen schaffen und versuchen, vorzubeugen statt zu retten. Christliche Liebe ist auf keine Methode eingeschworen; sie verträgt sich gerade mit der Schablone am schlechtesten. Eben darum wird es ihr eigenes Lebensinteresse erheischen, stets nach neuen Wegen zu suchen, um an den Leib und die Seele des Menschen heranzukommen. Je mehr sie unauffälliger, menschlicher, einfacher Natur sind, desto größeren Erfolg versprechen sie, nicht für den Augenblick, sondern für die Zukunft. Hilfe erträgt keinen Nebengedanken. Man hilft, um zu helfen, wenn man Christ sein will, nicht um der Kirche, nicht um der Frömmigkeit, nicht um des Glaubens, nicht um Gottes willen, sondern weil man muß. Die linke Hand soll nicht wissen, was die rechte tut. Fromme Reflexion stört fromme Tat. Wir erwarten von der sozialen Betätigung des Pfarrers, die sich vielleicht am wenigsten

in Neugründungen, am meisten in der selbstlosen Mitarbeit an den staatlichen, städtischen und gewerblichen Aufgaben beweist, eine Vertiefung des Charakters der Liebe selbst. Sie gewinnt durch sich verlieren. Sie wirkt, weil sie da ist. Es ist ihr aber nur um die Sache zu tun, nämlich einen Schritt weiter zu kommen; da fragt sie nicht, wer der ist, der mitarbeitet, oder wie er gesinnt ist; es freut sie, daß er wirkt und lernt von jedem.

Soziale Arbeit ist nicht Arbeit der Innern Mission.

## § 23.

## Der soziale Patriot.

Die sittliche Wirksamkeit der Protestanten ist grundsätzlich keine kirchliche, sondern eine gesellschaftliche, oder weil sich die Gesellschaft heute noch in den verschiedenen Formen der geschichtlich gewordenen Staaten darstellt, eine staatliche. Um diesen Gegensatz zwischen Staat und Gesellschaft gleich von vornherein wegzunehmen, bemerken wir soviel: die soziale Wirksamkeit des Pfarrers, der große sittliche Weltanschauung vertritt, wird stets über die Grenzen des einzelnen Staates hinweggreifen. Die Internationalität ist ein Charakteristikum jeder grundsätzlichen Weltanschauung. Jede Überspannung des „nationalen Prinzips" rächt sich an der Ehrlichkeit sittlicher Konsequenz. Es ist ein seltsames Schauspiel, wenn das internationale Kapital, das in seinem Geschäft und seiner Verzweigung durch alle Weltbörsen einheitlich arbeitet, andern internationalen Bestrebungen sich mit dem Eifer des Patrioten entgegenwirft. Gerade die Beobachtung der sozialen Zusammenhänge der Wirtschaften der Völker führt von selbst zu internationalen

Verständigungen. Wie der Zollverein dem deutschen Einheitsgedanken vorgearbeitet hat, so arbeitet die kapitalistische Wirtschaft dem kulturellen Einheitsgedanken vor. Diese Zusammenhänge gilt es zu pflegen durch Erkenntnis und Unterstützung. Dem gegenüber verliert die Frage nach der theoretischen Stellung zum Krieg viel an ihrer Schärfe. Man möchte heute fast versucht sein, darüber zu klagen, daß keine Kriege im ehrlichen Sinn des Worts mehr möglich sind, weil sie zu einfachen Fragen des Bankgeschäfts gestempelt wurden. Gewiß bedeutet die wachsende Friedensbewegung einen sozialen Fortschritt. Aber man täusche sich nicht über die Mittel, welche diese Friedensbewegung ermöglichen. Weltfrieden können nur Starke verbürgen. Nach dem Schwachen hört die Welt der Staaten ebensowenig hin, wie die Welt der Organisationen nach dem Unorganisierten. Es ist eine verhängnisvolle Täuschung, die Begeisterung für den Weltfrieden dadurch zu stützen, daß man die Schlagfertigkeit eines Volkes auch nur im mindesten beeinträchtigt. Das Deutsche Reich mit seinem Panzer ist ein besserer Hort des europäischen Weltfriedens, als die Wünsche der Stubengelehrten für die Umwälzung der Kulturgesellschaft. Die Kosten für den „Militarismus" sind gewiß gewaltige; man vergesse aber nicht, wie viel davon in die allgemeine Wirtschaft des gesamten Volks überfließt, wie stark die allgemeine Wehrpflicht den gesamten Charakter unseres Volks beeinflußt und — daß man heutzutag einem Menschen, der sein Haus nicht gegen Feuer versichert hat, wirtschaftliche Rückständigkeit vorwirft. Darum wird der soziale Pfarrer alle Anforderungen sozialer Art an die Gestaltung des Volksheeres stellen, aber keinen Finger zur militärischen Schwächung des Vaterlandes bieten dürfen.

Schwieriger gestaltet sich die Haltung des Pfarrers in der Frage, wie weit der Staat für die Beteiligung an der

sozialen Frage selbst herangezogen werden soll. Es gab eine Zeit, in welcher der staatssozialistische Gedanke alle reformerischen Kreise beherrschte. Infolge der Brutalität des jungen schrankenlosen Kapitals machte sich die Voraussetzung eines freien Arbeitsvertrags lächerlich und die freie Konkurrenz wurde immer mehr künstlich ausgeschaltet. So war es ganz selbstverständlich, daß alle Freiheit dem Besitz zu gut kam und die Gebundenheit sich desto härter auf die Besitzlosen legte. Da aber das Kapital vom Staat zwar Rechtsschutz verlangte, dem Staat seinerseits aber kein gleichmäßig gesättigtes Volk verbürgte, so sah sich der Staat um seiner eigenen Existenz willen genötigt, einzugreifen. Freiheit zur Ausbeutung von Stoff und Mensch kann der Staat nicht dulden; Freiheit von der Verantwortlichkeit gegenüber der gesamten Volkswirtschaft ist in seinen Augen ein Verbrechen. Freiheit, die nur wenigen zugut kommt, wirkt nie staatserhaltend. So kam es ganz von selbst, daß alle reformerischen Kreise, welchen die volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte höher standen als die privatwirtschaftlichen, sich an den Staat wandten und ihn für die gesamte volkswirtschaftliche Entwicklung verantwortlich machten. Er sollte vor allem den schwachen und untenstehenden Klassen helfen und sie den Starken gegenüber schützen. Diese Forderung war berechtigt von dem Gesichtspunkte des Rechts aus, das in jedem Kulturstaat nur ein gleiches Recht für alle sein darf. Eben von da aus ergab sich nun die Schwierigkeit, inwiefern Sondergesetze für einzelne Stände berechtigt sind. Wird die Parteinahme des Staats nicht als eine fremdartige Korrektur des volkswirtschaftlichen Getriebes empfunden werden müssen, die diesem nur Schaden bringt? Diese Frage würde ohne Weiteres mit ja beantwortet werden müssen, wenn nicht der gesamte staatliche Apparat mit seinem Rechts- und Polizeischutz, seiner Landesverteidigung und Verwaltung tatsächlich dem Besitzenden verhältnismäßig

mehr zu gut käme, als dem Besitzlosen. Dieser Vorsprung muß dadurch ausgeglichen werden, daß der Staat den unteren Klassen entgegenkommt. Auch kann sich der Staat der einfachen Überlegung nie entziehen, daß seine gesamte Verwaltung nach innen und außen viel zu sehr belastet, ja wertlos ist, wenn die Wohlfahrt des Ganzen nicht als oberster Gesichtspunkt aller volkswirtschaftlichen Handlungen gewahrt wird. So haben die staatssozialistischen Empfindungen starken Rückhalt und die Gerechtigkeit wird von ihnen stets angerufen werden. Trotzdem machen wir gerade von unserer protestantischen Weltanschauung aus auf eine große Gefahr aufmerksam, welche sich hier eröffnet. Die Verantwortlichkeit des Standes für sich selbst leidet, wenn sie ihm von der Fürsorge des Staates abgenommen wird. Wir Deutsche sind ein komisches Volk: wir ereifern uns aufs höchste über die Polizei und ihre Sünden, aber beim kleinsten Anlaß laufen wir alle zur Polizei. Stadt und Staat soll helfen, aber der Selbsthilfe hat man sich entwöhnt. Das hängt freilich mit der schülerhaften Erziehung zusammen, die der Staat dem erwachsenen Menschen gegenüber bei uns auch heute noch anwendet. Das englische und amerikanische Volk wissen, was sie ihrer selbständigen Freiheit zu verdanken haben. Uns ist es nicht wohl, wenn wir nicht überall Gesetz und Paragraph sehen. Dieser Standpunkt paßt für ein Millionenvolk mit Weltwirtschaft nicht mehr. Es berührt den Sozialethiker auf die Dauer seltsam, daß bei jeder Not eines Standes, eines Berufes sofort der Staat angerufen wird. Dadurch verschiebt sich die gesunde Verantwortlichkeit. Es wird manches aufrecht erhalten, was tatsächlich volkswirtschaftlich nicht gehalten werden darf. Denn der Staat muß, wenn er der Hüter des Volksganzen sein will, den Fortschritt auf jedem Gebiet unterstützen. Untergehende Stände dürfen

sich nicht an ihn hängen. Selbstverständlich wird der Staat auch hier versuchen, die Übergänge möglichst zu erleichtern. Aber er hat nicht das sittliche Recht, einem zu helfen, der sich nicht selber helfen will, — natürlich die Kranken, Alten und Kinder ausgenommen. Eine ganz andere Frage ist es, wie die verschiedenen Stände selbst einander unter die Arme greifen, wie die private Fürsorge und das Standesbewußtsein heilend eingreifen wollen und sollen. Davon reden wir hier nicht. Wir empfinden nur deutlich den katholischen Gedanken-Einschlag in manchen staatssozialen Gedankengängen, die die Selbständigkeit der Einzelverantwortlichkeit scheuen und, im Gedanken an die zentrale Patriarchengewalt der Kirche, die zentralen Organisationen auf Kosten der einzelnen Verantwortlichkeit belasten. Theoretisch läßt sich über diese Dinge kaum etwas bestimmtes festsetzen; hier kann nur die geschichtliche Entwicklung und die jeweilige Lage der Erfahrung den Ausschlag geben. Man darf nur soviel sagen: *je größer die Selbstverantwortlichkeit des Einzelnen ist, desto höher steht das Volk im Ganzen; je mehr sie ihm von Vormündern abgenommen ist oder je weniger sie ihm von Gewalthabern ermöglicht wird, desto lebensunfähiger erweist sich eine Nation.*

Hier ist der Punkt, wo die Parteien einsetzen und ihr Recht behaupten. Man mag über die Art ihrer Agitation, über den Zwang ihrer Verwaltung denken, wie man will: wo der Staat nicht von der Volksbewegung, soweit sie sich durch die Parteien und ihren Sieg oder Niederlage verfolgen läßt, getragen wird, da wird er nie etwas Dauerndes schaffen. Wir meinen das nicht in dem Sinn, daß die Regierung jeweils parteimäß gruppiert sein müßte oder gar den augenblicklichen Zuständen stets nachzugeben hätte. Die Festigkeit einer Regierung ist die unabläßige Voraussetzung jeder Volkswohlfahrt. Aber *diese Festigkeit be-*

steht nicht im Widerstand gegen das Volk, sondern in seiner Erziehung zum Volksbewußtsein. Festigkeit hat man nicht nur gegen Anarchie zu bewahren, sondern gerade so stark gegen jede Reaktion. Ja die Festigkeit einer Regierung besteht geradezu darin, daß sie sich grundsätzlich an die Spitze des geistigen, sittlichen, kulturellen Fortschritts stellt und mit den Volksbewegungen Fühlung nimmt. Jede Regierung hat die abzuweisen, welche den Staat nur als Futterkrippe betrachten; sie soll denen die Hand bieten, welche den Staatsgedanken auch volkswirtschaftlich über die Privatwirtschaft zu stellen den ehrlichen Willen haben. Dies ermöglicht sich in einem freien Volk allein auf dem Weg verschiedener Parteigruppierungen.

Nehmen wir noch einzelne Fragen heraus, um an ihnen zu zeigen, wie weit der Staat für sie verantwortlich gemacht werden kann: Versicherungswesen (etwa mit besonderer Rücksicht auf Mutterschaftsversicherung), Wohnungsfrage, Alkoholfrage. Hier wird der Staat allen Bestrebungen mit seiner offiziellen Sympathie und praktischen Unterstützung entgegenzukommen haben, welche die Verantwortlichkeit der einzelnen Verbände neben der staatlichen Fürsorge bestehen lassen. Mag das nun in direkter staatlicher Zwangsversicherung, aber unter voller Heranziehung der pekuniären Leistungskraft einzelner, freier Verbände oder Kommunen, geschehen, mag es in der Form der Zinsgarantie, der Erbpacht, der Bürgschaftsleistung geordnet werden, das entscheidet sich alles nach praktischen Gesichtspunkten. Der Sozialethiker wird nur verlangen, daß der Staat seinerseits sich von keiner sozialen Fürsorge für die Zukunft der Volkswirtschaft ausschließe, sondern dieselbe sogar anrege und anfeure. Er hat grundsätzlich auf Seite des arbeitenden Kapitals zu stehen und das unproduktive Kapital zu verdrängen. Darum wird er durch die wachsende

Besteurung des großen Kapitals und die grundsätzliche Begünstigung einer gleichmäßigeren Bodenverteilung in der Landwirtschaft die Arbeit in ihrem Recht schützen. Er wird aber stets gleichzeitig dafür zu sorgen haben, daß der Hauptträger der sozialen Aufwärtsbewegung das Volk selbst bleibe. Er kann nur dienen, soll freilich auch wirklich dienen, aber er hat der Versuchung zu widerstehn, die Summe seiner politischen Machtmittel in die Wagschale zu werfen, um das soziale Interesse in sich aufzusaugen. Der Staat hat heutzutag innerhalb Deutschlands noch viel größere Erziehungsarbeit an der öffentlichen Meinung zu leisten. Das ganze Volk muß sich mit der sozialen Frage wirklich arbeitend beschäftigen lernen, andernfalls erzwingt es nur Gesetze und Verwaltungsordnungen, die aber ohne den sozialen Geist wertlos bleiben oder mindestens nicht die Früchte tragen die man von einem solchen Aufwand erwarten sollte.

Freilich wird der soziale Pfarrer gerade die Aufgabe haben, den Staat selbst daran zu erinnern, daß er in seiner Arbeit Mustergiltiges leiste. Es ist Tatsache, daß die rheinisch-westfälische Privatindustrie höhere Löhne bezahlt, als die staatlichen Werke im Saargebiet. Es ist erwiesen, daß der Staat in Koalitionsfragen seiner Arbeiter oft rückschrittlicher denkt und handelt, als der private Arbeitgeber. Die ganze Last des Patriarchalismus legt sich wieder in die Welt der Staatsbetriebe hinein. Hier gilt es Musterbetriebe zu schaffen und vor allem das fiskalische Element gegenüber dem volkswirtschaftlichen zurückzustellen. Wir wissen, welch große Schwierigkeiten sich daraus ergeben. Eben daher aber nimmt sich mancher Privatindustrielle das Recht, auch seinerseits sich auf diese natürlichen Hemmungen zu berufen. Vor allem muß die gesamte Bürokratie und Verwaltung gründlich umlernen. Der soziale Geist drückt sich vor allem darin aus, daß man die Lehre vom beschränkten Untertanenverstand zum

alten Eisen wirft und seine Maßregeln in der Verwaltung begründet; in der Gewohnheit, einfach abzulehnen ohne jede Begründung liegt eine Mißachtung des regierten Volks, wie sie von selbst wieder für die Welt des Großunternehmertums im schlechten Sinn des Worts vorbildlich wirkt. Unsere Bürokratie arbeitet sorgsam, peinlich genau, und vom Schlendrian mancher ausländischen Verhältnisse aus gesehen darf man ihr für ihre wenig anerkannte Leistung offen Dank sagen. Das schließt nicht aus, daß im Zeitalter des Verkehrs und Handels der schleppende Verwaltungsweg mittelalterlich berührt. Hier muß auch soziale Neugeburt kommen. Antworten und Bescheide werden dadurch nicht besser, daß man sie Monate lang liegen läßt. Vor allem muß die Achtung in der Behandlung des kleinen Mannes auf unsern Bürostuben wesentlich wachsen. In Stadt und Staat soll man nicht „abfertigen", sondern „dienen". Die Polizei ist ein Schmerzenskind für manchen Sozialreformer. Auch in ihr würde wohl der soziale „Geist" mehr einziehen, wenn sie selbst in sozialer Beziehung, pekuniär und gesellschaftlich mehr gehoben würde. Das sind überall nur Andeutungen, um zu zeigen, wie sehr der Staat auf seinem eigenen Gebiet soziale Aufgaben zu lösen hat.

Alle diese Ausstellungen sollen uns aber als Pfarrern die eine Aufgabe nicht verrücken, den Staatsgedanken selbst zu pflegen und unterbauen. Der nationale Staat ist der Pflichtenkreis, in dem wir uns erproben sollen. Er bildet das Rückgrat für unsere gesamte sittliche Wirksamkeit. Gegenüber den katholischen Gedankengängen, welche im Staat nur das mechanische Prinzip, in Familie, Gesellschaft und Kirche das organische Prinzip sehen, muß es protestantische Eigenart bleiben, in engster Verbindung mit dem Staat ihm zu seiner sittlichen Autorität zu verhelfen. Die Staatsmacht muß nicht als brutale Gewalt, aber als unerschütter-

licher Fels der Gerechtigkeit empfunden werden. Der Staatsgedanke muß über allen Privatinteressen stehen. Alle Wirksamkeit soll nach ihrem Ertrag für das staatliche Gedeihen und Wachsen des Volks geschätzt werden. Es gibt keine Sittlichkeit außerhalb der staatlichen Gemeinschaft. Speziell wer soziale Reformgedanken treiben und durchsetzen will, muß die sittliche Würde des Staates über alles stellen. Nur von hier aus bleibt er gesund in seinen Forderungen, gerecht in seinen Anklagen, wahr in seinem Handeln. Daß wir dabei nicht vom Staat reden, wie er ist, sondern wie er werden soll ist klar; aber wir betrachten uns selbst doch auch nicht nach dem, was wir sind, sondern nach dem, was wir werden wollen und zu werden vermögen. In diesem Sinn kenne ich gerade aus sozialem Interesse keine wichtigere Idee als die Staatsidee.

**B. Dörries: Das Evangelium der Armen.** Ein Jahrgang Predigten. 3. Auflage. 1904. Geb. 6 M.

**B. Dörries: Die Botschaft der Freude.** Ein Jahrgang Evangelienpredigten. 2. Auflage. 1907. Geb. 6,40 M.

Dörries' Gabe, die Zeitfragen und die Hörer anzupacken, ist so eigenartig, daß die starken Auflagen seiner Predigten verkauft werden, obwohl die eigne arme Vorstadtgemeinde des Verfassers dazu kaum beitragen kann.

„Wir stellen Dörries unmittelbar neben Naumann. Was dieser an plastischer Beredsamkeit voraus hat, das ersetzt jener durch eine Wärme, eine lebendige Innigkeit der religiösen Empfindung, die ihresgleichen selten hat."

(Ev. Gem.-Blatt f. Braunschw., 1903, 48.)

---

**Skizzen aus dem sittlichen und kirchlichen Leben einer Vorstadt.** Neue Folge. 1904. Von Traugott Kühn 1,20 Mk. (1. Heft 1902 ebenfalls 1,20 Mk.)

Christl. Welt, 1904, Nr. 39: „Auch die 2. Skizzenfolge führt mit Wucht in eine Wirklichkeit hinein, von der zumal die Theologen sich nicht leicht träumen lassen . . . Kühn erwirbt sich ebenso gegenüber dem törichten Optimismus wie der lähmenden Resignation ein hohes Verdienst."

---

**Naumann-Buch.** Eine Auswahl klassischer Stücke aus Friedr. Naumanns Schriften. Mit Naumanns Bildnis. Herausgegeben von Dr. Heinrich Meyer. 4. Auflage. 7. und 8. Tausend 1907. Kart. 1,75 M., Geschenkband 2,50 M.

„Das Büchlein ist prachtvoll. — Eine Auswahl aus Naumanns sämtlichen Schriften, 43 Kabinettstückchen verschiedenen Inhaltes, künstlerische, religiöse, philosophische, politische, wirtschaftliche; vorn ein gutes Bild des ehemaligen Pfarrers; das ganze in ein einfaches, geschmackvolles Gewand gekleidet. Wer das Büchlein liest, wird dem Herausgeber dankbar sein."

(Volkswirtschaftliche Blätter 1903, 12.)

---

**Friedr. Naumann: Gotteshilfe.** Gesamtausgabe. 380 Andachten, sachlich geordnet. Ein starker Band. 3. Auflage. 8.—10. Tausend. 1907. Lwbd. 6 M.; feine Ausgabe, Halblederband, 7,80 M.

Prof. Adolf Harnack schreibt in den Preuß. Jahrbüchern: „Ich kenne keine andere Sammlung christlicher Betrachtungen, die wie diese in dem Leben der Gegenwart wurzelt und doch das alte Evangelium verkündigt."

☞ Dieser Neudruck der „Gotteshilfe" unterscheidet sich dadurch von den früheren Auflagen, daß auf mehrfach ausgesprochenen Wunsch das Ursprungsjahr jeder Andacht im Inhaltsverzeichnis angegeben worden ist.

## Preisermäßigung.

**Christus ist unser Friede. Soziale Zeitpredigten und Betrachtungen** gesammelt und herausgegeben von Pfr. Lic. **Weber** in M.-Gladbach.

Zwei Sammlungen früher geb. je 4 Mk., geh. je 3 Mk.

**Jetzt beide Sammlungen zusammen, geschmackvoll gebunden 4 Mk.**

Unter den Mitarbeitern befinden sich die Herren: O. Baumgarten-Kiel, Baur-Koblenz, P. Drews, Fr. Naumann, M. Rade, Sachsse-Bonn, Schuster-Hannover, Ad. Stöcker, G. Uhlhorn, B. Dörries u. a. m.

Das Werk, in der „sozialen Periode" von vielen Konsistorien nicht weniger als in den Fachblättern warm empfohlen, steht in seiner Art noch immer einzig da.

**Soziale Gedanken** in Anlehnung an die Sonn- und Festtagsevangelien. Mit Einleitung und Nachwort. Von P. P. Walther. Bisher 3,20 Mk., **jetzt 1.50 Mk.**

**Heinrich Sohnrey, Der Zug vom Lande und die soziale Revolution.** Preis 3 Mk., **ermäßigt auf 1,80 Mk.**

**Die Zukunft der Landbevölkerung.** Flugschriften über die soz., wirtschaftl. und sittlichen Angelegenheiten des Landvolkes, hrsg. von H. Sohnrey. 6 Hefte. (Einzelverzeichnis kostenfrei.) 4,75 Mk. bei Gesamtbezug **ermäßigt auf 2.40 Mk.**

**Th. Carlyle's sozialpolitische Schriften.** Aus dem Englischen übersetzt von E. Pfannkuche. Mit Einleitung und Anmerkungen hrsg. v. Prof. Dr. P. Hensel, Heidelberg. 1895/99. 3 Bände.

Bei gleichzeitigem Bezug aller drei Bände kostet unsere Ausgabe der Sozialpolitischen Schriften Carlyle's, herausgegeben von Prof. Hensel, statt 17 Mk., nur 10 Mk., geb. 12 Mk. 40 Pfg.

Auf Wunsch wird ein Inhaltsverzeichnis gern gesandt.

**Fr. W. Robertson, Sozialpolitische Reden.** Deutsch von H. v. Dungern. 2,40 Mk. **ermäßigt auf 1,60 Mk.**

**Moderne Flugblätter für männliches Christentum,** verfaßt von A. v. Broecker-Halle a. S. Format der politischen Flugblätter. **Proben kostenfrei!**

1. Ist das Christentum etwas für den aufstrebenden Arbeiter? — 2. Was denken die jungen Männer vom Christentum? — 3. Vertragen sich die Nöte der Welt mit der Liebe Gottes? — 4. Arbeiteradel. — 5. Kann ein denkender Mensch noch an Gott glauben? — 6. Die Wahrheit über Jesus. — 7. Was ist ein menschenwürdiges Dasein? — 8. Fortbildung der Religion! — 9. Gibt es ein ewiges Leben nach dem Tode? — 10. Freie Menschen!

Preise: (durch jede Buchhandlung oder postfrei, bei vorhergehender Einsendung des Betrages): 10 Stück 25 Pf., 50: 65 Pfg., 100: 1,20 Mk., 500: 5 Mk., 1000: 8,50 Mk.

Zuschickung an Arbeiter und Arbeiterorganisationen, Verteilung bei Hausbesuchen, Volksversammlungen, an Fabrikausgängen, Auslegen bei Diskussionsabenden sind Wege zur Verbreitung.

**Die Verhandlungen des 18. Evangelisch-sozialen Kongresses in Straßburg 1907.** 11 Bogen Preis 2 Mk.

Inhalt: Prof. Dr. v. Schulze-Gaevernitz: Kultur und Wirtschaft. Die neudeutsche Wirtschaftspolitik im Dienste der neudeutschen Kultur. — Beigeordneter Dr. Leoni: Die Aufgaben der Städte als Arbeitgeber. — Pfr. Hans Wegener und Frau Prof. Mar. Weber: Die Bekämpfung der Unsittlichkeit mit besonderer Beziehung auf den Schutz der Jugend.

Debattereden von Fr. Naumann, E. Troeltsch, O. Baumgarten, M. Rade, Hans Thoma, Ad. Wagner u. A.

Die Jahrgänge 6—15 der Verh. des Ev.-soz. Kongresses werden bis auf weiteres zum ermäßigten Preise von 11 Mk. (statt 20,40 Mk.) geliefert. (Die Jahrgänge 1—5 besitzen wir nicht.)

6. Jahrgang, 1895, 2 M. Inhalt:

Die moderne Naturwissenschaft und die soziale Bewegung der Gegenwart. Von Furrer. — Die sozialen Aufgaben des Staates als Arbeitgeber. Von v. Massow. — Die soziale Lage der Frauen. Von Frau Gnauck u. Hofpred. a. D. Stöcker.

7. Jahrgang, 1896, 2 M. Inhalt:

Die soziale Wirksamkeit des im Amt stehenden Geistlichen, ihr Recht und ihre Grenzen. Von v. Soden und Planck. — Die soziale Bedeutung des Handels. Von Rathgen. — Die Arbeitslosigkeit und das Recht auf Arbeit von Delbrück

8. Jahrgang, 1897, 2 M. Inhalt:

Das Eigentum nach christlicher Beurteilung. Von H. H. Wendt. — Deutschland als Industriestaat. Von Oldenberg (einzeln 1.—). — Was verstehen wir unter Mittelstand? Hat er im 19. Jahrhundert zu- oder abgenommen? Von G. Schmoller (einzeln —.80).

9. Jahrgang, 1898, 2 M. Inhalt:

Luthers Stellung zu den sozialen Fragen seiner Zeit. Von Frdr. Lezius. — Arbeiterorganisationen. Von Wilh. Stieda. — Die religiös-sittliche Gedankenwelt unserer Industriearbeiter. Von Martin Rade (einzeln 1,40.)

10. Jahrgang, 1899, 2 M. Inhalt:

Das Verhältnis der luther. Kirche zur soz. Frage. Von Jul. Kaftan (einz. —60). — Das konstitutionelle System im Fabrikbetriebe. Von Heinr. Freese. — Wandlungen des Bildungsideales in ihrem Zusammenhange mit der sozialen Entwicklung. Von Friedr. Paulsen.

11. Jahrgang, 1900, 2 M. Inhalt:

Was muß geschehen, um unsere, der Volksschule entwachsene männliche Jugend stärker als bisher auf die religiösen, nationalen und wirtschaftlichen Aufgaben unseres Volkslebens vorzubereiten? Von O. Baumgarten und Walther Troeltsch. — Welche sittlichen und sozialen Aufgaben stellt die Entwicklung Deutschlands zur Weltmacht unserm Volke? Von K. Rathgen und Joh. Lepsius. — Die Wohnungsnot in Stadt und Land und ihre planmäßige Bekämpfung. Von Liebrecht und Ernst Lehmann.

12. Jahrgang, 1901, 2 M. Inhalt:

Erziehungspflicht der Kirchengemeinden gegenüber sozialen Mißständen. Von Dörries. — Bildungsbedürfnisse des deutschen Arbeiters und ihre Befriedigung. Von Pfannkuche. — Soziale Entwickelungen im ersten Jahrzehnt nach Aufhebung des Sozialistengesetzes. Von Frhr. v. Berlepsch.

13. Jahrgang, 1902, 2 M. Inhalt:

Die sittliche und soziale Bedeutung des modernen Bildungsstrebens. Von Harnack. Kunst und Volk. Von Schubring und v. Erdberg. — Ursachen und soziale Wirkungen der modernen Industrie- und Handelskrisen. Von Pohle

14. Jahrgang, 1903, 2 M. Inhalt:

Die sittlichen Gedanken Jesu in ihrem Verhältnis zu der sittlich-sozialen Lebensbewegung der Gegenwart. Von Bernh. Herrmann. — Das soziale und ethische Moment in Finanzen und Steuern. Von Ad. Wagner. — Die Reform des deutschen Strafrechts im Lichte evangel. Sozialpolitik. Von Kahl.

15. Jahrgang. 1904, 2,40 M. Inhalt:

Die christliche Ethik und die heutige Gesellschaft. Von Troeltsch. — Die Organisation der Arbeit in ihrer Wirkung auf die Persönlichkeit. Von Traub. — Das moderne Lohnsystem und die Sozial-Reform. Von Bernhard und Freese. — Die weibliche Heimarbeit. Von Frl. Dyhrenfurth und Rob. Wilbrandt.

16. Jahrgang, 1905, 2 M. Inhalt:

Die sozialen Kräfte im Christentum und im Buddhismus. Von Hackmann. — Bedeutung der Arbeiter-Organisationen f. Wirtschaft u. Kultur. Von Sieveking. — Kirchl. Einrichtungen, die antisozial wirken. Von Baumgarten (einzeln —.50).

17. Jahrgang, 1906, 2 M. Inhalt:

Der Jenseitsglaube und die soziale Arbeit. Von K. Rittelmeyer. — Maximalarbeitstag. Von Harms. — Die sozialen Forderungen der Frauenbewegung und die wirtschaftliche Lage der Frau. Von Frl. Bäumer u. Fr. Naumann.

# Prakt.-theol. Handbibliothek.

Eine Sammlung von Leitfäden
für die kirchliche Praxis im Sinne der neueren Theologie
herausgegeben von
Priv.-Doz. Lic. **F. Niebergall.**

**1. Band (2. verb. Auflage 1907):**
**Die Kasualrede** von Priv.-Doz. Lic. F. Niebergall. Kart. 2,80 Mk., geb. 3,40 Mk.

**2. Band (1906):**
**Die Predigt** von Pastor Lic. Dr. M. Schian. Kart. 3 Mk., geb. 3,60 Mk.

**3. Band (1906):**
**Die Arbeit an den Suchenden aller Stände.** Anleitung z. Tätigkeit in Vorträgen u. Presse. Von Stadtv. Lic. R. Wielandt. Kart. 3 Mk. geb. 3,60 Mk.

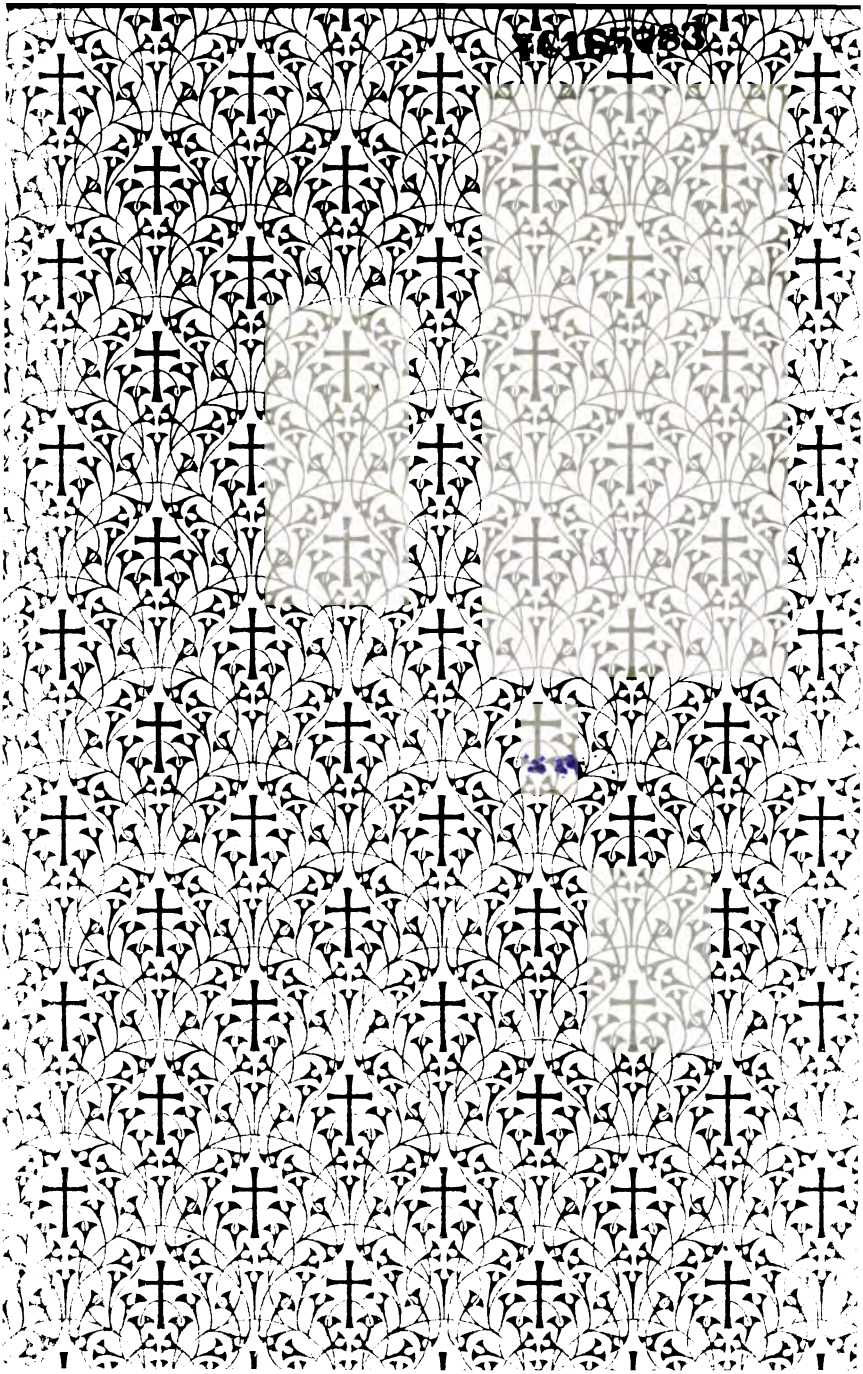
**4. Band (1906):**
**Die kirchliche Vereinsarbeit.** Eine Anleitung von Pfarrer Dr. G. Hoepel. Kart. 3 Mk., geb. 3,60 Mk.

**5. Band (1907):**
**Die Seelsorge in der Industriegemeinde** von Pfarrer H. Bechtolsheimer. Kart. 2,80 Mk., geb. 3,40 Mk.

**(In Vorbereitung): 7. Band.**
**Die Seelsorge auf dem Lande.** Von K. Hesselbacher.

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
2-month loans may be renewed by calling
(415) 642-6753
1-year loans may be recharged by bringing books
to NRLF
Renewals and recharges may be made 4 days
prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

JUN 8 1992